Nur der kommt wirklich im Leben vorwärts, dessen Herz sanfter, dessen Blut wärmer, dessen Verstand schärfer wird und dessen Geist in den lebendigen, Frieden eingeht. Die Menschen, welche dieses Leben in sich haben, sind die wahren Fürsten und Könige der Erde — sie nur allein. **John Ruskin.**

Zu Hans Christian Andersens hundertjährigem Geburtstage.

Am 2. April 1805 wurde in Odense auf Fünen Hans Christian Andersen, der bekannte Märchendichter geboren (gest. 4. Aug. 1875). In seinem Heimatlande begeht man die hundertste Wiederkehr dieses Tages in feierlicher Weise. Eine Andersen-Ausstellung in Kopenhagen vereinigt alle Erinnerungen an diese liebenswerte Seele und eine Veröffentlichung von Zeichnungen Andersens, als Gegenstück zu seinem „Bilderbuch ohne Bilder", „Bilderbuch mit Bildern" genannt, fügt sich den fünfzig Bänden seiner sämtlichen Werke als einundfünfzigster heute neu ein.

Andersens religiöses, kindliches Gemüt hat bei aller Schlichtheit einen tiefen Blick in die Geheimnisse des Lebens getan. Seine Märchen sind ein Schatz herrlicher Lebensweisheit. Sie sind für kleine und grosse Kinder geschrieben. Die kleinen werden nur die phantastische Aussenseite sehen, uns grösseren wird auch der innere Sinn sich erschliessen, und dieser enthält wirkliche esoterische Weisheit.

Zwei Proben aus den Märchen lassen wir hier folgen, um auch in der Rundschau dem lieben Menschen ein Andenken zu weihen.

Der Wassertropfen.

Du kennst doch wohl ein Vergrösserungsglas, so ein rundes Brillenglas, das alles hundertmal grösser macht, als es in Wirklichkeit ist? Wenn man es nimmt und vor das Auge hält und dadurch einen Wassertropfen draussen aus dem Teiche betrachtet, dann erblickt man mehr als tausend wunderliche Tiere, die man sonst nie im Wasser sieht, die aber wahr und wahrhaftig da sind. Es nimmt sich fast wie ein grosser Teller voll Krabben aus, die über und untereinander kriechen und so gefrässig sind, dass sie einander Arme und Beine, Enden und Ecken abreissen, und trotzdem sind sie in ihrer Weise lustig und munter.

Nun war einmal ein Mann, den alle Leute Kribbel-Krabbel nannten, denn so hiess er. Er wollte stets von Allem das Beste haben, und wollte das durchaus nicht gehen, so nahm er es durch Zauberei.

Nun sitzt er eines Tages und hält sich sein Vergrösserungsglas vor das Auge und betrachtet einen Wassertropfen, den er aus einer Grabenfütze geholt hatte. Nein, wie es darin kribbelte und krabbelte! Alle die Tausende von Infusorien zappelten, hüpften und sprangen, rissen einander herum und frassen voneinander.

„Aber das ist ja ganz abscheulich!" rief der alte Kribbel-Krabbel; „kann man sie nicht anhalten in Ruhe und Frieden mit einander zu leben und es so einzurichten, dass jeder nur vor seiner Türe kehrt!" Er sann und sann, aber es wollte nicht gehen und so musste er denn zaubern. „Ich muss ihnen Farbe geben, damit sie kenntlich werden!" sagte er, und dann tröpfelte er einen ganz kleinen Tropfen rotweinähnlicher Flüssigkeit in den Wassertropfen; aber es war Hexenblut von der feinsten Sorte für einen ganzen Dreier. Da wurden alle diese seltsamen Tierchen über den ganzen Körper rosenrot; es sah aus, wie eine ganze Stadt, in deren Gassen nackte wilde Männer umherwimmelten.

„Was hast Du denn da?" fragte ein anderer alter Zauberer, der keinen Namen hatte, was gerade das Feine an ihm war.

„Wenn Du es raten kannst, was es ist," entgegnete Kribbel-Krabbel, „so will ich es Dir schenken; aber es ist nicht leicht ausfindig zu machen, wenn man es nicht weiss!"

Der Zauberer, welcher keinen Namen hatte, sah durch das Vergrösserungsglas. Es nahm sich wirklich wie eine ganze Stadt aus, in der alle Leute ohne Kleider umherliefen! Es war schauerlich, aber noch schauerlicher war es mit anzusehen, wie einer den anderen puffte und stiess, wie sie sich zwickten und zwackten, bissen und zerrten. Was zu unterst war, sollte zu oberst, was zu oberst war, sollte zu unterst. „Sieh! Sieh! Sein Bein ist länger als das meinige! Baff! Weg mit demselben! Da ist Einer, der hat einen kleinen Auswuchs hinter dem Ohre, einen kleinen unschuldigen Auswuchs, aber er schmerzt ihn, und deshalb soll er ihn nicht länger schmerzen. Und sie hackten auf ihn los und zerrten ihn und frassen ihn des kleinen Auswuchses wegen. Da sass Einer still wie ein junges Mädchen und wünschte nur in Ruhe und Frieden gelassen zu werden. Aber das junge Mädchen sollte durchaus hervor, und sie zerrten sie und zerrissen sie und frassen sie.

„Das ist ausserordentlich drollig!" sagte der Zauberer.

„Ja, aber für was hältst Du es?" fragte Kribbel-Krabbel. „Kannst Du es herausbekommen?"

„Das ist ja deutlich zu sehen!" sagte der Andere. „Das ist Kopenhagen oder irgend eine andere grosse Stadt, die gleichen sich ja alle untereinander. Eine grosse Stadt ist es!"

„Es ist Grabenwasser!" sagte Kribbel-Krabbel.

Die Kröte.

Der Brunnen war tief, deshalb war das Seil lang; die Winde bewegte sich schwer, wenn man den Eimer mit Wasser über den Brunnenrand hinaufziehen musste. Nie konnte die Sonne bis auf den Boden hinabscheinen, um sich in dem Wasser zu spiegeln, so klar es auch war; so weit aber ihr Schein hinunterdrang, wuchs Grünes zwischen den Steinen.

In demselben wohnte eine Familie aus dem Geschlechte der Kröten; sie war eingewandert, sie war eigentlich durch die Krötenmutter, welche noch lebte, kopfüber hinabgekommen. Die grünen Frösche, welche schon früher hier zu Hause waren und im Wasser schwammen, erkannten die Vetterschaft an und nannten sie „Brunnengäste“. Dieselben hatten jedoch im Sinne für immer dazubleiben; sie lebten hier auf dem Trocknen, wie sie die nassen Steine nannten, sehr behaglich.

Froschmutter war einmal gereist, hatte sich im Wassereimer befunden, als er in die Höhe ging, aber plötzlich wurde es ihr zu hell, so dass sie Augenschmerzen bekam. Glücklicherweise gelang es ihr aus dem Eimer zu entkommen. Mit einem entsetzlichen Plumps fiel sie in das Wasser und lag darauf drei Tage lang am heftigsten Rückenweh darnieder. Viel hätte sie nicht von der Oberwelt erzählen können, aber das wusste sie, und das wussten sie Alle, dass der Brunnen nicht die ganze Welt war. Krötenmutter hätte wohl Eines oder das Andere erzählen können, aber sie antwortete nie, wenn man sie fragte, und deshalb fragte man nicht.

„Plump und hässlich, fett und garstig ist sie!“ sagten die jungen grünen Frösche. „Ihre Jungen werden einmal eben so hässlich.“

„Kann schon sein!“ erwiderte Krötenmutter, „aber Eines derselben hat einen Edelstein im Kopfe, oder ich habe ihn!“

Und die grünen Frösche hörten zu und rissen die Augen gewaltig auf, und da ihnen diese Neuigkeit gar nicht gefiel, so verzogen sie das Maul und gingen auf den Grund. Aber die jungen Kröten streckten vor lauter Stolz die Hinterbeine; jede von ihnen glaubte den Edelstein zu haben. Deshalb hielten sie den Kopf ganz still; endlich erkundigten sie sich jedoch nach dem, worauf sie so stolz waren und fragten, was ein solcher Edelstein eigentlich wäre.

„Es ist etwas so Herrliches und Kostbares,“ sagte Krötenmutter, „dass ich es gar nicht beschreiben kann. Es ist etwas, womit man zu seinem eigenen Vergnügen einhergeht, und worüber die Andern sich ärgern. Aber fragt nicht, ich antworte nicht.“

„Nun, ich besitze den Edelstein nicht,“ sagte die jüngste Kröte, welche über alle Massen hässlich war. „Weshalb sollte ich eine solche Kostbarkeit besitzen? Und dass die Andern sich darüber ärgern,

kann mir doch keine Freude machen! Nein, ich wünsche nur, dass ich einmal bis an den Brunnenrand hinaufkommen und hinaussehen könnte; das muss reizend sein!"

„Bleibe du lieber, wo du bist!" sagte die Alte; „hier kennst du Alles und weisst, was du daran hast! Nimm dich vor dem Eimer in Acht, er zerquetscht dich sonst! Und kommst du wohlbehalten in ihn hinein, dann kannst du hinausfallen. Nicht Alle fallen so glücklich wie ich und behalten ihre Glieder ganz und ihre Eier ganz."

„Quak!" sagte die Kleine, und es klang gerade so, als wenn wir Menschen „Ach" sagen.

Sie hatte gar zu grosse Lust bis an den Brunnenrand hinaufzukommen und hinauszuschauen, sie fühlte solche Sehnsucht nach dem Grünen dort oben. Als am nächsten Morgen der Eimer, soeben mit Wasser gefüllt, aufgewunden wurde und auf einen Augenblick vor dem Steine, auf welchem die Kröte sass, stehen blieb, durchzuckte es die Kleine, sie sprang in den gefüllten Eimer und ging auf den Boden, worauf das Wasser in die Höhe gezogen und ausgegossen wurde.

„Pfui, das garstige Tier!" sagte der Mann, welcher die Kröte entdeckte. „Es ist doch das hässlichste Geschöpf, das ich je erblickt habe!" und dabei trat er mit seinem Holzschuh nach der Kröte, die gewiss zerquetscht worden wäre, hätte sie sich nicht noch rechtzeitig zwischen die hohen Brennesseln retten können. Stiel an Stiel sah sie, sie blickte auch aufwärts; die Sonne schien auf die Blätter, sie waren ganz durchsichtig. Es kam ihr vor, wie es uns Menschen vorkommt, wenn wir plötzlich in einen grossen Wald hineintreten, wo die Sonne zwischen Zweigen und Blättern hindurchscheint.

„Hier ist es weit schöner als unten im Brunnen! Hier kann man Lust bekommen, seine ganze Lebenszeit zuzubringen!" sagte die kleine Kröte. Sie lag eine Stunde da, sie lag zwei Stunden da! „Was mag nur dort draussen sein? Bin ich so weit gekommen, so muss ich auch sehen, noch weiter zu kommen!" Sie kroch so schnell sie kriechen konnte, und kam auf die Landstrasse, wo die Sonne heiss auf sie hinabschien und der Staub sie puderte, während sie quer über den Weg marschierte.

„Hier ist man gründlich auf dem Trocknen," sagte die Kröte, „ich bekomme fast zu viel des Guten; es kribbelt mich förmlich!"

Nun erreichte sie den Graben; dort wuchsen Vergissmeinnicht und Spiräen; eine lebende Hecke von Flieder und Weissdorn zog sich an seinem Graben entlang; Schlinggewächse aller Art rankten nach allen Seiten. Welche Farbenpracht zeigte sich ihr; auch ein Schmetterling flog vorüber. Die Kröte glaubte, es wäre eine Blume, die sich losgerissen hätte, um sich besser in der Welt umzusehen; das war ja ganz vernünftig.

„Könnte man sich doch auch so schnell wie diese Blume bewegen,“ sagte die Kröte, „Quak, ach, welche Schönheit, welche Pracht!“

Acht Tage und Nächte blieb sie am Graben, wo es ihr nicht an Futter fehlte. Am neunten dachte sie: „Weiter vorwärts!“ Aber was für Schöneres liesse sich wohl finden? Vielleicht eine kleine Kröte oder einige grüne Frösche. In der letzten Nacht hatte ihr der Wind Töne zugeführt, welche die Nähe von „Vettern“ verrieten.

„Das Leben ist doch schön! Schön ist's den Brunnen emporzusteigen, in Brennesseln zu liegen, die staubige Landstrasse entlang zu kriechen und in dem nassen Graben auszuruhen! Aber immer weiter vorwärts! Jetzt gilts Frösche oder eine kleine niedliche Kröte zu finden; den Umgang kann man ja nicht entbehren, die Natur ist Einem nicht genug!“ Und deshalb begab sie sich wieder auf die Wanderung.

Sie gelangte im Felde an einen grossen mit Schilf bewachsenen Teich; darin stellte sie ihre Forschungen an.

„Hier ist es ihnen wohl zu nass?“ riefen ihr die Frösche entgegen. „Sie sind uns herzlich willkommen! — Sind Sie ein Männlein oder ein Fräulein? Es ist ganz einerlei, Sie sind uns gleich willkommen!“

Darauf wurde sie zum Abendkonzert, Familienkonzert, eingeladen: grosse Begeisterung und dünne Stimmen. Das kennen wir. Bewirtung fand nicht statt, nur freies Getränk war zu haben, der ganze Teich für Liebhaber.

„Nun reise ich wieder weiter!“ sagte die kleine Kröte; sie fühlte unaufhörlich den Drang nach etwas Besserem.

Sie sah die Sterne blinken, so gross und so hell, sie sah den Mond leuchten, sie sah die Sonne sich erheben, höher und immer höher.

„Jetzt bin ich fürwahr noch immer im Brunnen, in einem grösseren Brunnen; ich muss höher hinauf, ich habe solche Unruhe und Sehnsucht in mir!“ Und als der Mond voll und rund wurde, dachte das arme Tier: „Ob das wohl der Eimer ist; der hinabgelassen wird, und in welchen ich springen muss, um höher hinaufzukommen? Oder ist die Sonne der grosse Eimer? Wie gross, wie strahlend er ist! Er kann uns alle aufnehmen, ich muss nur die Gelegenheit abwarten! O, wie hell es in meinem Kopfe ist! Ich glaube nicht, dass der Edelstein mehr Helligkeit verbreiten kann! Aber ich besitze ihn nicht und weine deshalb nicht, nein, höher will ich hinauf in Glanz und Freude! Ich fühle die Ueberzeugung des Gelingens in mir, und doch erfasst mich eine seltsame Angst, — ich muss mich zu einem schweren Schritt entschliessen! Aber es hilft nichts! Vorwärts also, gerade auf die Landstrasse hinaus!“

Und sie tat den Schritt, wie ihn ein solches Kriechtier nur tun kann, und nun war sie auf der grossen Landstrasse, an der Menschen wohnten; da gab es Blumengärten und Kohlgärten. An einem Kohlgarten ruhte sie aus.

„Wie viele verschiedene Geschöpfe es doch gibt, die ich nie gekannt habe! Und wie gross und köstlich die Welt ist. Aber man muss sich auch in ihr umsehen und nicht auf einer Stelle sitzen bleiben!" Und mit diesen Worten hüpfte sie in den Kohlgarten hinein. „Wie grün es hier ist! Wie schön es hier ist!"

„Das weiss ich wohl!" sagte die Raupe auf dem Kohlblatte. „Mein Blatt ist das grösste im Garten! Es verbirgt die halbe Welt, aber ich kann sie entbehren."

„Kluck, kluck!" sagte es. Hühner kamen; sie trippelten in den Kohlgarten. Das erste Huhn war fernsichtig; es sah die Raupe auf dem gekräuselten Blatte und hackte nach ihr, so dass sie auf die Erde fiel, wo sie sich drehte und wand. Das Huhn sah sich diese heftigen Windungen erst mit dem einen, dann mit dem andern Auge an, weil es nicht wusste, was daraus werden könnte.

„Sie tut es nicht gutwillig!" dachte das Huhn und erhob den Kopf, um auf sie loszuhacken. Die Kröte erschrack so heftig, dass sie gerade auf das Huhn zukroch.

„Ei, sie hat Hilfstruppen!" sagte dasselbe. „Seh mir Einer dieses Gekrieche an!" und damit drehte sich das Huhn um. „Ich mache mir aus dem kleinen grünen Bissen nichts, er verursacht nur Kitzel im Halse!" Die anderen Hühner waren derselben Ansicht, und darauf gingen sie.

„Ich wand mich von ihm los!" sagte die Raupe; „es ist gut, wenn man Geistesgegenwart besitzt; aber das schwerste bleibt noch übrig, wieder auf mein Kohlblatt zu kommen. Wo ist es?

Die kleine Kröte kam und äusserte ihre Teilnahme. Sie freute sich darüber, durch ihre Hässlichkeit die Hühner verscheucht zu haben.

„Was meinen Sie damit?" fragte die Raupe. „Ich entwand mich ihm ja selbst. Ihr Anblick ist wirklich ekelhaft! Jetzt wittre ich Kohl! Nun bin ich an meinem Blatt! Es gibt nichts so Schönes als ein bestimmtes Eigentum zu besitzen. Aber höher muss ich hinauf!"

„Ja, höher hinauf!" sagte die kleine Kröte, „höher hinauf! Sie fühlt wie ich, aber sie ist heute nicht bei Laune, das kommt vom Schrecken. Wir wollen Alle höher hinauf!" und sie blickte, so hoch sie konnte.

Der Storch sass im Neste auf dem Dache des Bauern; er klapperte und Storchmutter klapperte.

„Wie hoch sie wohnen," dachte die Kröte. „Wer dort hinauf könnte!"

Im Bauernhause wohnten zwei junge Studenten; der eine war Dichter, der andere Naturforscher; der eine sang und schrieb in Freude von Allem, was Gott geschaffen hatte, und wie es sich in seinem Herzen spiegelte; er sang es hinaus, kurz, klar und reich in klangvollen Versen. Der Andere erfasste die Dinge selbst, ja zerlegte und zerschnitt sie, wenn es sein musste. Er fasste Gottes Schöpfungstat wie ein grosses Rechenexempel auf, subtrahirte, multiplizirte, wollte sie in- und auswendig kennen und mit Verstand davon sprechen; und er war reiner Verstand und sprach voller Freude und mit Klugheit davon. Es waren gute frohe Menschen alle Beide. „Da sitzt ja ein hübsches Exemplar von einer Kröte!" sagte der Naturforscher. „Die muss ich in Spiritus haben!" „Du hast ja schon zwei andere!" erwiderte der Dichter; „lass sie in Ruhe sitzen und sich ihres Lebens freuen!" „Aber sie ist so köstlich hässlich!" versetzte der andere. „Ja, wenn wir den Edelstein in ihrem Kopf finden könnten!" sagte der Dichter, „dann wollte ich selbst mit Hand anlegen sie aufzuschneiden." „Den Edelstein!" rief der andere, „du verstehst dich gut auf die Naturgeschichte." „Aber liegt nicht gerade etwas sehr Schönes in dem Volksglauben, dass die Kröte, das allerhässlichste Tier, oft den köstlichsten Edelstein in seinem Kopfe birgt? Geht es nicht mit dem Menschen eben so? Welchen Edelstein schloss nicht Aesop in sich, und nun erst Sokrates?" Mehr hörte die Kröte nicht und sie verstand nicht die Hälfte davon. Die beiden Freunde entfernten sich, und sie entging der Gefahr in Spiritus zu kommen. „Sie sprachen ebenfalls von dem Edelsteine!" sagte die Kröte. „Es ist gut, dass ich ihn nicht besitze, sonst wäre ich in eine angenehme Lage geraten!" Da klapperte es auf dem Dache des Bauern; Storchvater hielt seiner Familie einen Vortrag, und diese guckte schief auf die beiden jungen Leute im Kohlgarten hinab. „Der Mensch ist das eingebildetste Geschöpf!" sagte der Storch. „Hört nur, wie ihnen der Klapperschnabel geht, und dabei können sie doch keinen richtigen Wirbel schagen! Sie bilden sich etwas auf ihre Redegabe, ihre Sprache ein! Das ist eine wunderliche Sprache: bei jeder Tagereise, die wir zurücklegen, läuft sie für sie in das Unverständliche über; der eine versteht den anderen nicht. Unsere Sprache können wir über die ganze Erde reden, in Deutschland wie in Aegypten. Fliegen können die Menschen auch nicht! Wollen sie schnell von der Stelle kommen, bedienen sie sich einer Erfindung, welche sie Eisenbahn nennen, aber sie brechen dabei auch oft den Hals. Mir überläuft ein kalter Schauer den Schnabel, wenn ich daran denke; die Welt kann ohne Menschen bestehen. Wir können sie entbehren! Mögen wir nur Frösche und Regenwürmer

behalten!“ „Das war doch einmal eine mächtige Rede!“ dachte die kleine Kröte. „Ein wie grosser Mann es ist und wie hoch er sitzt, so hoch, wie ich noch nie Jemand habe sitzen sehen, und wie er schwimmen kann!“ brach sie bewundernd aus, als der Storch mit ausgebreiteten Flügeln sich in die Luft erhob. Und Storchmutter hielt auch eine Rede, erzählte von Aegypten, vom Wasser des Nils und von dem unvergleichlichen Schlamm, der im fremden Land wäre. Das klang der kleinen Kröte ganz neu und reizend. „Ich muss nach Aegypten!“ sagte sie. „Wenn mich nur der Storch oder eines seiner Jungen mitnehmen wollte. Ich wollte ihm an seinem Hochzeitstage wieder dienen. Ja, ich komme nach Aegypten, denn ich bin so glücklich! Alle diese Sehnsucht, die Lust, welche ich empfinde, ist besser, als einen Edelstein im Kopfe zu haben.“ Und nun besass gerade sie den Edelstein: die ewige Sehnsucht und Lust, immer aufwärts! Er glänzte in ihr, er glänzte in Freude, er strahlte in Lust.

Da kam plötzlich der Storch; er hatte die Kröte im Grase gesehen, liess sich hinab und ergriff das kleine Tier nicht gerade behutsam. Der Schnabel presste, der Wind sauste, es war nicht behaglich, aber aufwärts ging es, aufwärts nach Aegypten wusste sie, und deshalb sprühten ihre Augen, es war, als ob ein Funke aus ihnen fuhr.

„Quak, ach!“

Der Körper war tot, die Kröte gemordet. Aber der Funke aus ihren Augen, wo blieb er?

Der Sonnenstrahl nahm ihn auf, der Sonnenstrahl trug den Edelstein aus dem Kopfe der Kröte. Wohin?

Du sollst nicht den Naturforscher fragen, frage lieber den Dichter; er erzählt es dir als ein Märchen; und die Raupe ist mit dabei und die Storchfamilie ist mit dabei. Denke! Die Raupe verwandelt sich und wird ein schöner Schmetterling. Die Storchfamilie fliegt über Berge und Meere fort nach dem fernen Afrika, und findet noch den kürzesten Weg wieder heimwärts nach Deutschland, nach demselben Orte, nach demselben Dache. Ja, das ist in der Tat fast allzu märchenhaft, und doch ist es wahr! Du kannst getrost den Naturforscher fragen, er muss es einräumen; und du selbst sollst es ebenfalls, denn du hast es gesehen. — Aber der Edelstein im Kopfe der Kröte?

Suche ihn in der Sonne, sieh ihn, wenn du kannst!

Der Glanz darin ist zu stark. Wir haben noch nicht die Augen in all' die Herrlichkeit, die Gott geschaffen hat, zu schauen, aber wir erhalten sie noch, und das wird das schönste Märchen, denn wir sind selbst mit dabei.

Hans Christian Andersen.

Wer an eine für die Liebe und durch die Liebe vervollkommnete Menschheit glaubt, muss jedoch lernen, mit Jahrtausenden zu rechnen, nicht mit Jahrhunderten, noch weniger mit Jahrzehnten! *Ellen Key.*

Zur Befreiung des Kindes.

Wie behandle, trainiere und beherrsche ich am besten mein Kind? Das waren bisher Hauptfragen elterlicher Erziehung. Erziehung! Kaum gibt es einen weiteren Begriff, den man versucht hätte so sehr korrekt und bestimmt auf so gewisse Normen und Systeme zu beschränken. Das eben ist es! Diese Systeme! Was ist nicht alles verkümmert und verdorrt unter ihrer „weisen" Begrenzung! Kinderseelen, Menschenseelen in ihrer höchsten Vollendungsmöglichkeit werden fein säuberlich gestutzt und zugeschnitten, just wie das unserem vorwitzigen Hirn behagt.

Die Funktionen des Gehirns sind nun einmal nicht auszuscheiden aus unserer Entwickelung, die eminenten Errungenschaften intellektueller Forschung gerade in der Gegenwart sind keinesfalls zu unterschätzen, nur hätten sie sich, geleitet von einer klaren Intuition, unvergleichlich erhabener noch gestaltet. So aber stehen alle intellektuellen Leistungen vor einem „Halt", weil ihr vornehmstes Instrument, das menschliche Hirnlein irdisch, vergänglich ist; gebunden in feste Schalen kann es der ewigen, absoluten, schrankenlosen Wahrheit ohne Mittler nicht nahe kommen; ebensowenig wie wir uns ohne Flügel in die freie klare Luft erheben können. Aber in uns allen liegt eine Fähigkeit, die beschwingt und befreit von allen materiellen Hindernissen die unermessliche Kluft übersteigt, welche zwischen unserem äusseren Menschen und dem Ewigen liegt, und uns ihm in Momenten völliger Hingabe so nahe bringt, dass es in uns eingeht, und wir uns eins mit ihm fühlen. Dieses einzige Mittel also zur vollen Erkenntnis der Wahrheit über alles Bestehende zu kommen, ist für uns Menschen die Intuition. Sie ist es, die auch ohne Hilfe des Intellekts alle Höhen des Wissens erreicht; der Intellekt aber bleibt ohne ihre Leitung nur an den Prozessen der vergänglichen Materie haften.

Daher kommt es, dass unsere Wissenschaft, so tief sie auch in alle kleinsten äusseren Vorgänge der Natur eingedrungen ist, doch das Alpha und Omega noch nicht gefunden hat. Was wäre also nach dieser Erkenntnis wohl unsere vornehmste Aufgabe?

Die Entwickelung der Intuition, der Fähigkeit, uns selbst und alles um uns innerlich zu erkennen." —

Sehen wir uns um, wie es in unseren sogenannten „Stätten des Wissens" um die Pflege dieser höchsten Fähigkeit bestellt ist. Fangen wir bei unseren Elementarschulen an und gehen wir durch die Gymnasien bis hinauf zu unseren Universitäten, die ja bekanntlich uns mit der höchsten Reife für das Leben draussen privilegieren sollen. Sind diese Universitäten nun wirklich die Quellen jenes unversiegbaren absoluten Wissens? — Darauf gibt es nur ein schmerzliches Nein! Hut ab! vor allem, was man dort erreicht hat. Jede Arbeitsleistung, welcher Art sie auch sei, so lange sie ehrlich ist, ist sie zu würdigen! Was weiss man nicht alles, wenn man seine so und so vielen Semester fleissig studiert hat! Kennt man aber den Weg, der zur Erkenntnis der alles umfassenden Wahrheit führt? Nein, nein, mit wenigen Ausnahmen hat man keine Ahnung davon. — Und von diesen Wenigen muss man sagen, dass sie sich trotzdem etwas von dem ihnen ursprünglich eigenen Schauen, Empfinden und Wissen bewahrt haben; so ist es: trotzdem! Die einseitige Kopfentwickelung hat bei ihnen noch nicht das Herz erstickt!

Mütter! Ihr haltet ein Kind in Euren Armen! Klein und unbeholfen ist es! Werdet Ihr es in Euren Besitz nehmen, formen und modeln nach Eurem Muster, ihm Euer, ach noch so unvollkommenes äusseres Wesen aufprägen? Werdet Ihr Euer Verhältnis zu ihm sogleich auf die rein physische Ebene also herabdrücken?:

„Siehe, ich bin Deine fleischliche Mutter, ich fessle Dich mit irdischen Banden, mein Kind bist Du, mein. Ich werde Sorge tragen, dass Du gross, kräftig, schön wirst und klug! Ja, klüger und verständiger als die Anderen, weil Du mein Kind bist! Hüten will ich Dich und pflegen, vor dem Leben und seinem Weh will ich Dich bewahren, Du, mein Kind."

O sagtet Ihr doch: „Seele, die du gewartet hast auf mich, dass ich dir das schwere Tor zur Erde öffne, die du uns die Weisheit des Himmels bringst, um sie unseren Sinnen in der Materie zu offenbaren, die du gross bist und rein, an derem Alter ich das meine messe, denn wir, du und ich, sind geboren, als die Einheit in die Zweiheit trat! Gross will ich werden für dich, rein für dich. Alles, was vom Leben draussen an mir haftet, will ich abwerfen, eine Hülle nach der anderen, damit du, deren Augen noch nicht wieder an die Trübungen der Materie gewöhnt sind, mich als deine Schwesterseele erkennen kannst, damit ich immer mehr und mehr geläutert mit dir in deiner unbefleckten Klarheit wohnen kann. Ja, gross will ich sein, rein sein für dich!"

Wenn wir erst vermögen in diesem Sinne unserem Kinde zu leben, dann sehen wir klar den Weg seiner und unserer Entwickelung vor uns. Es wird ein gegenseitiges Helfen und Emportragen sein das ganze Leben fortan. Kein Beherrschen mehr durch den momentan

nur physisch Grösseren — denn diese äusseren Kraftverhältnisse sind ja beständigem Wechsel unterworfen —; kein Zwang mehr wird sein gegen erhabene Gesetze, ein stilles Hinleiten zu hohen Zielen an der Hand der Liebe, ein beständiges Schöpfen und Bereichern aus dem Wissensquell des Anderen wird es sein.

Dann komme das Leben mit seinen Härten. Das Kind, das gewöhnt ist mit seinen eigenen Augen zu sehen, auf seinen eigenen Füssen zu stehen, auf seine eigene Intuition zu lauschen und ihren Weisungen zu folgen, hat nichts zu fürchten.

Die moderne Frau strebt vor allem nach der Entwickelung des Intellekts, nun wohl, warum soll die Frau nicht auf allen Ebenen ihre Erfahrungen sammeln, aber wehe, wenn sie darüber die Stimme in ihrem Inneren vergisst und überhört, wie es der Mann seit Jahrhunderten getan hat, wehe ihr! Draussen harren Tausende von Seelen unverstanden, ungehört ihrer Mutter, die sie erkennen, tragen, leiten, mit ihnen emporwachsen soll, der Vollendung entgegen!

Darum, Mütter, die Ihr kommenden Geschlechtern in Euren Kindern helfen wollt, die Ihr bestrebt seid ihr Leben schön, reich und fruchtbar zu gestalten; Ihr habt es in den Händen übervoll zu geben, indem Ihr das Pflänzlein „Intuition", das in jedes Kindes Herzen schlummert, unbehindert aufgehen lasst, ihm in Eurer verstehenden Liebe Regen und Sonnenschein gebt, und soweit Ihr es vermögt sein Gedeihen fördert. Dann werdet Ihr das Bewusstsein haben dem angehenden Menschen das Beste mit auf den Weg zu geben; denn, der Erfolg in jeder Phase des Menschenlebens wird durch den Grad unserer Fähigkeit die Höhere Wahrheit zu erkennen bestimmt.

Helene Zillmann.

Der wahre Reichtum eines Menschen oder einer Nation beruht nicht in intellektuellen Errungenschaften, sondern im geistigen Besitz, der allein nur dauernd ist. *Franz Hartmann.*

Nicht Dein Denken, sondern Dein Fühlen durchdringen das Wesen aller Dinge. Nur Deine Seele kann die Seele Alles Seins erkennen. — Die Hülle einer Kreatur kann nur Dein Aeusserstes streifen. *H. Z.*

Ich habe noch nie einen grossen Forscher kennen gelernt, der nicht im Grunde eine Künstler gewesen wäre, mit reicher Phantasie und kindlichem Sinn. *Billroth.*



Geheime Figuren der Rosenkreuzer aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Nachdem aber viel erwehnte Kleider 5. Jahr in meiner Schlaff-Kammer gelegen, und ich nich wußte wozu sie nütze, Gedachte ich endtlich sie zu verbrennen, umb das Losament zu reumen: und da ich mit sothanen Gedanken den gantzen Tag zugebracht und umbgangen, erschien mir folgende Nacht im Traum die alte hundertjährige Frau und sprach mich folgender gestalt gantz hart an: Du undanckbarer Mensche, ich habe dir nun 5. Jahr hero meiner Tochter Kleider, worunter ihre vornehmbste Clenodien vertrawet, unnd hast dieselben die gantze zeit hero weder gereiniget noch umb der Motten und Würme willen ausgesünnet, und über das alles wiltu nun endtlich die Kleyder mit Fewer verbrennen, ist's nicht genug, das du bist eine ursache des Todts und unterganges meiner Tochter? Da ward ich etwas hitzig für der Stirne, unnd gab ihr zur antwort: Wie soll ich das verstehen, wiltu dann einen Mörder aus mich machen, habe ich doch in 5. Jahren deine Tochter mit Augen nicht gesehen, noch von ihr das geringst nicht gehöret, wie kann ich dann eine ursache jhres Todes sein? Und sie wolte mich nicht außreden lassen, besondern sprach: Es ist alles war, allein du hast Dich gegen Gott versündiget, darumb hat dir auch meine Tochter nicht können zu theil werden, noch die von mir verheisene philosophische Lauge jhre Kleider zu waschen und zu reinigen, erfolgen: dann wie du anfanges, da dir Salomon meine Tochter gutwillig übergab, und du hattest einen abschew für ihren Kleydern, erzürnete der Planet Saturnus, so ihr Großvater ist, unnd verwandete sie aus lauter Zorn wiederumb in das, was sie vor ihrer Geburt gewesen war, und also hast du durch die Verschehmung Saturnum erzürnet, und ihren Todt, verwesung und endlichen untergang veruhrsachet: denn sie ist eben die, von welcher Senior sagt: Ach wehe, bring mir ein nackend Weib wann unansehnlich war mein erster Leib, und ich noch nie Mutter was geworden, biß ich zum andernmal ward geboren, da gebar ich aller Kreutter Wurzeln Krafft, in meinem wesen ward ich Sieghaft etc.

Solche und dergleichen hertzbrechende Wort kamen mir sehr befrembt für, doch enthielt ich mich des Eiffers so viel mir mensch und müglich war, gleichwoll protestirte ich solenniter dargegen, das ich umb ihrer Tochter nichts wüßte, viel weniger von ihrem Todt, verwesung und Untergange: zwar ihre Kleider hatte ich in meiner Schlaffkammer 5. Jahr uber in verwahrung gehabt, aber wegen großer Blindheit nicht erkennet, noch ihre nützung erdenken können, und wehre danhero für Gott und jedermenniglich unschuldig. Diese meine rechtmeßige, woll fundirte entschuldigung, gefiel dem alten Mutterlein nicht übel, sahe mich an und sprach: Ich spüre und merke auß deinem auffrichtigen Gewissen, das du unschuldig bist und soll dir auch deine Unschuld reichlich und wohl belohnet werden: darumb will ich dir auß guten Hertzen und in geheimb offenbahret haben, nemlich: das dir meine Tochter auß sonderbahrer Liebe, und gegen dir tragenden affection unter ihren hinterbleibenden Kleidern ein graw Mormaliertes Kästlein zur Erbschafft verlassen, welches mit einem groben, schwartzen unfletigen Futter überzogen ist (und in deme gab sie mir ein Glaß mit Lauge unnd redete weiter fort) dasselbige Kästlin solt du von Gestanck und Unfletigkeit, so es von den Kleydern bekommen woll reinigen, so bedarffst du keinen Schlüssel, besondern es wird sich selbsten eröffnen und du wirst darinnen finden zweyerley: Ein weiß silbern Büxlein voller herrlicher und auf Bley geschliffener und pollirter schneller Demanten, dann auch ein güldenes stück mit köstlichen solarischen Rubinen geschmücket: und diß ist der Schatz und gantze Verlassenschaft meiner seligen Tochter, welches alles sie dir vor ihrer verwandlung und hintrit zum Erbtheil vermacht und hinterlassen hat. Wirst du nun diesen Schatz künstlich unter einander versetzen (auff das allerhöchste reinigen und stillschweigens, doch mit großer Gedult in einen warmen verborgenen dampffigten durchsichtigen und feuchteu Keller versperren, und für Frost, Wind, Hagel, schnellen Blitz hitzigen Donnerstralen und anderer euserlicher zerstörung verwahren biß zur Weitzenärndte, als dann wirst du allererst die große Herrlichkeit des Erbtheils empfinden und theilhafftig werden. Unnd in deme erwachte ich abermahl, und siehe, ich rieff Gott engstiglich an, das er mir wolte eröffnen meinen Verstandt, zu suchen das Kästlein, so mir im Traum verheischet und zugesagt war: Nach vollendetem Gebete suchte ich mit höchstem fleiß und begierde in den Kleydern, und fand es, aber das Futter war so hart darum verschlossen unnd von Natur angewachsen, das ich es nicht vermuchte darvon abzubringen, dann es wolte sich weder mit der Lauge reinigen, noch mit Eysen, Stael, oder anderen Metall zerspalten lassen, lies es also abermahl stehen, unnd wuste nicht was ich damit machen solte, hielte es für ein Zauberwerck, unnd gedachte an den Spruch des Propheten: Und wann du dich schon mit Laugen wuschest und nehmest viel Seiffen dazu so gleisset doch deine Untugend desto mehr für mir, spricht der Herr, Herr.

Und es verlieff wieder ein Jahr das ich gleichwohl mit speculiren und embsigen nachsinnen das Futter nicht wuste zu removiren, biß ich endlich melancholische Gedanken zu vertreiben in einen Garten spacirn ging, nach langem de ambuliren aber setzete ich mich nieder auf einen Kißling Stein, und ward darüber hart entschlafen, Ich schlieff aber mein Hertze wachete: Da erschien mir abermal die alte hundertjährige Hoffmeisterinne unnd sprach: Hast du meiner Tochter Verlassenschaft bekommen? Ich antwortete mit trawriger Stimme, nein, das Kästchen hab ich zwar gefunden, allein das Futter davon zu scheiden ist mir noch zur zeit unmüglich, die lauge die du mir gegeben hast, will das Futter nit angreiffen. Auff diese meine einfeltige Rede ward die alte Frawe lechelnd und sprach: wilt du nun Musseln und Krebse fressen mit den Schalen? müssen sie nicht zuvor von dem uhralten Planeten Koche Vulcano gezeitiget und zugericht werden? Ich habe gesagt, du soltest das grawe Kästlein mit der geschenckten Lauge, so auß demselben entsprungen auff das allerhöchste, unnd nicht das außwendige rohe Futter reinigen, besondern must dasselbige zuvor mit der Weisen Fewer verbrennen, alß dann wird es sich woll schicken, unnd fort hierauf gab sie mir etzliche glühende Kohlen in weißen Zindel gebunden, mit fernerem unterricht und andeuten, ich solte hievon ein Philosophisch und gantz künstlich Fewer machen, unnd verbrennen das Futter, so würde ich bald das grawe Käftlein finden, unnd stündlich erhub sich ein Nordt und Südwind, weheten beide zugleich durch den Garten, davon erwachte ich, reinigte meine Augen vom Schlaff, und ward gewahr das die glühende Kohlen in weißen Zindel gewickelt zu meinen Füßen lagen, ich ergriff sie eylendts und mit Freuden, betede fleißig, rief Gott an, studirte und laborirte Tag und Nacht, gedachte interim an den herrlichen und fürtrefflichen Spruch der Philosophen, da sie sagen: Ignis et azoth tibi sufficiunt. Darvon aus Esdra im vierdten Buch saget: Unnd er gab mir einen Becher voll Fewers, und seine gestalt sach als ein Fewer, unnd ich trank es, da wuchs in mir Weißheit: Unnd Gott hat gegeben den fünfften verstant unnd mein Geist war in der Gedächtnüs behalten, unnd mein Mund ist aufgethan, unnd weiter nicht zugethan, unnd da 40. Nacht umbwahren, da sind verfertigt gewesen 204 Bücher, 70 allein für die Weisesten, unnd die wahren würdig zu lesen, unnd auf Buxbaum geschrieben. Und procedirte also in silentio a spe, wie mir das alt Mütterlein in Traum geoffenbahret hatte, biß über ein lange zeit nach der Verheißung Salomonis mein Verstandt silbern, und mein Gedächtnüs gülden ward. Nach deme aber auff unterricht unnd Lehre der alten Hoffmeisterinnen, ich gebührlich und gantz kunstreich den Schatz ihrer Tochter eingesetzet und versperret hatte, als nemlich; die herrlichen glentzenden lunarischen Demanten und die Solarische Rubinen, welche beyde auß einem Käftlein und aus einer Landschaft entsprossen und er-

funden worden, hörete ich die Stimme Salomonis, die da sprach: Mein Freund ist weiß und roth, außerkorn unter viel tausend, seine Locken sein krauß, schwartz wie ein Rabe, seine Augen sein wie Tauben Augen an den Wasserbächen mit Milch gewaschen, und stehen in der Fülle, seine Backen sein wie die wachsenden Wurtzgärtlein der Apotecker, seine Lippen sind wie Rosen, die mit fließender Myrren trieffen, seine Hände sein wie guldene Ringe voll Türkissen, sein Leib ist wie ein Helffen Bein rein, mit Saphiren geschmücket, seine Beine sein wie Marmelseulen gegründet auf guldenen Füßen, seine Gestalt ist wie Libanon, außerwehlet wie Cedern, seine Kehle ist süß und gantz lieblich, ein solcher ist mein Freund, mein Freund ist ein solcher, ihr Töchter Jerusalem: darum solst du ihn halten und nicht lassen, biß du ihn bringest in seiner Mutter Haus, in seiner Mutter Cammer. Und da Salomon diese Wort außgeredet, wuste ich nicht darauf zu antworten, besonderen verstumbte, hatte gleichwohl in willen den eingeschlossenen Schatz wieder zu eröffnen, damit ich müchte Friede haben und ungemolestiret bleiben, da hörete ich anderweit eine Stimme: Ich beschwere euch, ihr Töchter von Jerusalem bey den Rehen und Hinden auff dem Felde, das ihr meine Freundinnen nicht aufwecket noch reget, biß es ihr selbst gefallet, dann sie ist ein verschlossen Garte, eine verschlossene Quelle, ein versiegelter Born, sie ist der Weinberg zu Baalhamon, der Weingarte zu Engeddi, das Nuß und Wurtzgärtlein, der Myrrhenberg, der Weyrauchs Hügel, das Bette, die Sänffte, die Crone, der Palmen und Apfelbaum; die Blume zu Saron, der Saphir, Türckisch, die Maure, Thurn und Brustwehr, der Lustgarte, der Gartenbrun, der Brun lebendiger Wasser, die Fürsten Töchter, unnd die Liebe Salomonis in Wollüsten, sie ist ihrer Mutter die liebste, unnd die außerwehlete ihrer Mutter; Ihr Haupt aber ist volles Tawes, und ihre Locken voll Nachts Tropffen.

Durch diese Rede und offenbahrung ward ich soweit informiret, das ich erkante den Zweck der Weisen, ließ den verschlossenen Schatz unangerühret stehen, biß durch die Barmhertzigkeit Gottes, wirkung der edlen Natur unnd meiner Hände Arbeit alles glücklich vollendet ward.

Kurtz nach dieser Zeit, eben am Tage da der Monat new ward, geschach eine Finsternüß an der Sonnen, die sich gantz schrecklich erzeigte, anfangs mit dunckelgrünen und etwas vermischeten Farben, biß sie endlich Kohlschwartz ward, und verfinsterte Himmel und Erde, da ward den Leuten bang, ich aber frewete mich und gedachte an die große Barmhertzigkeit Gottes, unnd die newe Geburt, wie uns dann das Weitzen Körnlein von Christo selbsten andeutung gibt, es werde dann in die Erde geworffen, das es darinnen verfaule, sonsten bringe es keine Frucht. Unnd es geschach, das die Finsternus mit Wolken bedecket ward, und

die Sonne beginte hervorzublicken gleichwohl wahren noch drey theil hart verfinstert, und siehe: Ein Arm brach durch die Wolcken unnd mein Leib erzittert darfür, hatte einen Brieff mit vier herabhangenden Siegeln in der Hand, darauf stundt geschrieben: Ich bin schwartz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalem, wie die Hütten Keelar, wie die Teppich Salomo, Sehet mich nicht an, das ich so schwartz bin, dann die Sonne hat mich so verbrennet, etc. Sobald aber das fixum agierte in das humidum, spannete sich ein Regenbogen, und ich gedachte an den Bund des allerhöchsten, und an die Trewe meines Ductoris, und dessen, der mich unterrichtet hatte, unnd siehe: durch hülffe der Planeten unnd Fixsternen, überwand die Sonne die Finsternüsse, unnd erfolgete über alle Berg und Thal ein gantz lieblicher heller Tag: da hatte alle Furcht unnd schrecken ein ende, und alle die diesen Tag sahen und erlebet hatten, frohlocketen dem Herrn und sprachen: Der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin, die Blumen sind herführgekommen im Lande, der Lentz ist herbeigekommen, und die Turteltaub lest sich hören im Lande. Der Feygenbaum und Weinstöcke haben Augen und Knoten gewunnen, unnd geben ihren Geruch: Darum last uns eylend die Füchse fangen, die kleinen Füchse, die den Weinberg verderben, damit wir zeitige Trauben lesen, mit gemachtem Weine gedrencket, und zu rechter zeit mit Milch und Honnigseimb gespeiset, auff das wir truncken und satt werden. Und nach deme der Tag sich geneiget, und der Abendt hereinfiel, entferbte sich der gantze Himmel, unnd das sieben Gestirn ging auff mit gelben Stralen, und lieff die Nacht über seinen natürlichen Lauff, bis das es zu Morgendts durch röte der Sonnen übereylet und überschattet ward. Unnd siehe, die Weisen, die im Lande wohneten, stunden auff vom Schlaff, sahen gen Himmel, und sprachen! Wer ist die herfür bricht, wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, außerwehlet wie die Sonne, uud ist kein Flecken an ihr: dann ihr glut ist fewrig, und eine Flamme des Herrn, das auch viel Wasser nicht mögen die Liebe außleschen, noch die Ströme sie erseuffen: Darumb wollen wir sie nicht lassen, sie ist unser Schwester, unnd ob sie schon ist klein worden, und hat keine Brüste, so wollen wir sie wieder bringen in irer Mutter Haus, in einen durchsichtigen Saal, worinn sie zuvor gewesen, zu saugen ihrer Mutter Brüste, alsdann wird sie hervorgehen wie der Thurm Davidts mit Brustwehr gebawet, daran tausend Schilde hangen, und allerley Waffen der Starcken, und da sie heraußging, preiseten sie die Söhne sehlich die Königinnen und Kebsweiber lobeten sie: Ich aber fiel nieder auff mein Angesichte, danckete Gott, und preisete seinen heiligen Namen.

Epilogus.

Und ist nun, ihr lieben und wahren Sapientiae & doctrinae filii in aller Macht und Herrligkeit das große Geheimnüß der Weisen, und die offenbarung des Geistes vollendet, davon der Fürst und Monarcha Theoph. in Apocalypsi Hermetis sagt: das er sey ein eintziges Numen, ein Göttliches, wunderbahrliches und ein heiliges Ampt, weiln er beschließe die gantze Welt, in ihme sey, werde wahr mit einander, und überwinde warhafftig die Element, und die 5. Substantz. Auch habe noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, noch zu keines Menschen Hertzen gestiegen, was der Himmel diesem Geist der Wahrheit natürlich eingeleibet habe, in ihme stehe alleine die Wahrheit, daher er die Stimme der Wahrheit genennet werde. Auß welches Krefften der Adam und die andern Patriarchen: Abraham, Isaac, und Jacob ihres Leibes Gesundheit, unnd langes Leben gehabt, unnd endtlich darunter in großem Reichthumb geblühet. Durch diesen Geist haben die philosophi die 7. freyen Künste erfunden, unnd ihr Reichthum damit erlanget. Noa habe die Archen, Moyses den Tabernekel, Salomon den Tempel damit gebawet, und durch diesen güldene Geschir von reinem Golde in den Tempel geschaffet, und zu der Ehre Gottes habe auch Salomon damit viel zierlicher Werck verrichtet, und viel ander große thaten mehr gethan. Esdras habe die Gesatz wieder damit aufgerichtet: Maria Moysis Schwester sey damit gastfrei gewesen. Und sei dieser Geist bey den Propheten im Alten Testament sehr üblich und gemein gewesen. Item er sey aller ding Heilgung und Artzney und beste Erforschung, das letzte und höchste Geheimnüs der Natur, das ist der Geist des Herrn, der den Cräiß des Erdreiches erfüllet hat, und im Anfang aufm Wasser geschwebet den die Welt ohne heimliche gnädige einsprechung des heiligen Geistes, oder ohne heimliche Unterweisung der, die ihnen kennen, nicht hette fassen können, denn die gantze Welt wegen seiner Krefften begehret, welcher von den Menschen nicht genugsam könne gegeschetzet werden, welchem die Heiligen von anbeginne der Welt gesuchet und zu sehen inbrünstig begehret hetten. Dann er gehe in die Sieben Planeten, erhebe das Gewülck unnd vertreibe die Nebel, gebe allen dingen ihr Liecht, verkehre alles in Gold und Silber, gebe alle Gesundheit und Überflüssigkeit, die Schätze, reinige Aussatz, heile Wassersucht, Podagram, erklere das Gesicht, verlengere das Leben, stercke die Traurigen, mache gesundt die Krancken, und heile alle Gebrechen, ja, es sey ein geheim aller Geheimnüssen, auß allen heimlichen Dingen eine Heimlichkeit und aller ding Heilung und Artzney.

Item ein begierliches wissen, und liebliches ding aller Dinge die unter der Lunae Circkel sein, mit welchem die Natur gestercket, und das Hertze mit den Gliedern ernewert, die blühenden Jugendt erhalten, das alter vertrieben, die Schwachheit zerstöret, und die gantze Welt renoviret

werden, sey und bleibe einer unergründtlichen Natur, eines unendlichen Gewalts, und einer unüberwindlichen krafft und herrligkeit.

Item dieser Geist sey über alle andere himmlische Ding, oder Geister ein auserlesener Geist, welcher gebe, Gesundheit, Glück, Freude, Fried, Liebe, vertreibe ingemein alles böse, zerstöre Armuth und Elend, mache auch das einer das böse weder reden noch gedencken künne, gebe dem Menschen was er im Hertzen begehre, den Frommen zeitliche Ehre und langes Leben, den Bösen aber die ihn mißbrauchen die ewige Strafe.

Und wollen nun also im Namen der heiligen Dreyfaltigkeit mit diesen wenig Worten das große Geheimnüß des edlen Philosophischen Steins und das höchste Fest der Weisen hochfeyerlich beschlossen und begangen haben.

Dem allerhöchsten, Allmechtigsten, Gott, der diese Kunst erschaffen und deme es auch gefallen hat mir Elenden, sündigen Menschen durch ein versprochenes und tewres gelübte, diese Erkenntnüß zu offenbaren, dem sey ewig Lob, Preiß, Ehre und Danck gesagt, mit gantz demütiger und inbrünstiger Bitte, er wolle mein Hertz, Sinn, und Gemüthe, durch seinen Heiligen Geist also regiren, das ich von diesem Geheimnüs vor niemand rede, viel weniger Ungottfürchtigen mittheile, nach einer einigen Creatur offenbahre, damit ich nicht an meinem Gelübde und Eyde brüchig, ein zerreißer des himmlischen Siegels und ein meinäidiger Bruder Aureae Crucis werde, die göttliche Majestät auf das allerhöchste beleidige, und dardurch eine mächtige unfehlbahre Sünde in den Heiligen Geist wissentlich committire unnd begehe, dafür wolle mich Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist, die hochgelobte Dreyeinigkeit, gnädiglich behüten unnd beständiglich bewahren, Amen, Amen, Amen.

Finis.

(Wir lassen diesem Traktat zunächst die Parabel aus dem zweiten Hefte der Geheimen Figuren folgen. Erst nach dieser soll der alchemistische Teil des zweiten Heftes zum Abdruck gelangen. Zur Erläuterung werden wir erklärende Arbeiten von anderen Alchemisten und Rosenkreuzern veröffentlichen. Der Leser versuche zunächst selbständig den Sinn dieser Symbolik zu entziffern, das wird ihm mehr Freude und Nutzen bringen, als wenn wir die Deutung sogleich hinzufügen. Später mag er seine Gedanken mit den unseren vergleichen.)

P. Z.

Mystische Maurerei.

(Fortsetzung: Kapitel VII. Die Geheimlehre: Das Zeichen des Meisters.)

Man darf nicht annehmen, dass in den Alten Mysterien jeder Initiierte ein Meister in dem in den vorhergehenden Kapiteln bezeichneten Sinne wurde. Es gab die Kleinen und die Grossen Mysterien. Zu den Kleineren waren alle wählbar; zu den Grösseren nur sehr wenige,; und von diesen wenigen wieder, wurde eine noch geringere Zahl bis zum höchsten und letzten Grade erhoben. Einige blieben ihr Lebenlang nur in den niederen Graden, sie waren infolge konstitutioneller Fehler oder mentaler und geistiger Unfähigkeit nicht im Stande vorwärts zu hommen.

Die Mysterien offenbarten den Weltenbau, die Naturreligion, die Menschenverbrüderung die Unsterblichkeit der Seele und die Entwickelung der Menschheit. Keine Zeremonie war künstlich und bedeutungslos; kein Symbol, wie grotesk es dem Unwissenden auch erschien, war nur ein phantastisches.

„Nicht in den Büchern der Philosophen, sondern in dem religiösen Symbolismus der Alten müssen wir nach den Fussspuren der Wissenschaft suchen und die Mysterien der Erkenntnis wiedergewinnen. Die Priester Ägyptens kannten die Gesetze der Bewegung und des Lebens besser wie wir. . . .“*)

Die Philosophie kann uns jedoch den Schlüssel zum Symbolismus, einen universellen Modulus geben. Wahre Philosophie erkennt die Pläne, die von der Gottheit auf dem Reissbrett der Zeit für den Aufbau des Kosmos gezogen sind.

Der Urbegriffe einer solchen Philosophie sind nur wenige und einfache. In der Tat die Wurzelformen mi Symbolismus sind derart. Begriff und Symbol wiederholen sich mit der Entwickelung der Ebenen und werden immer zusammengesetzter, selbst wenn sie von denen, welche wissen, gebraucht werden. Wenn von diesen beiden aus der Symbolismus zur Parabel und Allegorie herabsinkt,

*) Morals and Dogma, S. 734.

um die Urbegriffe in eine ethische Sprache zu kleiden, und sie für die unwissende Menge verständlich und fesselnd zu machen, so sind sein Gewand und sein Fiat die Worte: „Also spricht der Herr."

Wenn jedoch Unwissenheit der Höhergestellten, oder Lust und Begierde nach Macht die alten Symbole absichtlich unterdrückt entstellt und verdreht, wie es diese vielen Jahrhunderte hindurch geschehen ist, so sind die Massen nicht bereit zu glauben, dass die reine Wahrheit je unbefleckt vom Menschen entdeckt worden sei: Die Vandalen haben ihr Werk besser und erfolgreicher verrichtet, indem sie allen Glauben an die Existenz der Alten Weisheit vernichteten, — als wenn sie die Überlieferungen der Wahrheit selbst zerstören wollten. — Die wirklichen Symbole sind der Modulus der Natur, und diese kann der Mensch niemals zerstören.

„Thales und Pythagoras lernten in den Heiligtümern Ägyptens, dass die Erde sich um die Sonne drehe, aber sie versuchten nie das allgemein bekannt zu geben, denn um das zu tun, hätten sie notwendig eines der grossen Geheimnisse des Tempels, das doppelte Gesetz der Anziehung und Ausstrahlung, oder der Sympathie und Antipathie, der Festigkeit und Beweglichkeit, offenbaren müssen, welches das Prinzip der Schöpfung und die ständige Ursache des Lebens ist. Diese Wahrheit wurde von Lactantius verspottet, wie sie viel später vom päbstlichen Rom als falsch bewiesen wurde."

„So streiten sich die Philosophen, während die Priester, ohne ihnen etwas zu erwidern noch über ihre Irrtümer zu lächeln, in jenen Hieroglyphen, welche alle Dogmen und alle Poesie schufen, die Geheimnisse der Wahrheit niederschrieben."*)

Um seine Autorität und seine Nebeneinkünfte zu bewahren, wird das Kirchtum weder durch Tatsachen, Vernunftgründe noch Argumente, sondern mit einem Bannfluch antworten!! und so lange die Menschen aus Furcht vor dem Bannfluch zu Kreuze kriechen, so lange wird die Wahrheit verborgen bleiben. Wenn die Menschen weise und tapfer genug sein werden, den Fluch, sowie dem Fluchenden zu spotten, wird jeder Widerstand gegen Licht und Fortschritt zusammenbrechen. Bis dahin werden die unwissenden Massen, die ihren Vorgesetzten nachäffen, die, welche die Wahrheit sprechen, verhöhnen, verspotten und beschimpfen. Freiheit und Erleuchtung sind die einzig wahren Erlöser der Menschheit; während Unwissenheit der Vater des Aberglaubens, und Selbstsucht die Mutter des Lasters sind.

Die Ideale der Kirche und des Staates, die Motive der kirchlichen und politischen Priesterherrschaften sind zu allen Zeiten die gewesen, die Menschen vorgeblich zu ihrem Besten zu beherrschen.

*) Morals and Dogma, p. 824.



Die Geheimlehre lehrt den Menschen sich selbst zu beherrschen. So lange Priesterherrschaft alle Dinge dem wirklichen Wohle des Menschen unterordnet, und allen Licht und Erkenntnis gibt in dem Masse, wie sie fähig sind dieselben aufzunehmen, so lange sind sie ein Segen und kein Fluch. Wenn jedoch der Machthaber das Wissen unterdrückt und behauptet Macht durch höheres Recht oder durch Vererbung zu besitzen, statt sie durch Wissen zu beweisen und durch der Menschheit getane Dienste zu verdienen; wenn Unwissenheit oder Unglauben als ein Verbrechen bestraft werden und Menschen den Körper quälen und das Gemüt peinigen unter dieser Teufelsausrede: — „die Seele retten zu wollen" — dann wird die Hierarchie zum Feinde Gottes und des Menschen.

Weder eine politische noch eine religiöse Hierarchie hat jemals lange Zeit in der äusseren Welt existiert ohne zu verderben. Die Fortdauer der Macht muss in solchen Fällen immer von der Unwissenheit des Volkes abhängen; daher wird sich die Hierarchie bis zum Aeussersten der Ausbreitung wahrer Erleuchtung widersetzen. Aus diesem Grunde waren die Geheimlehre und ihre Schüler und Ausleger viele Jahrhunderte in Acht und Bann der Kirche und des Staates, wenn das Kirchentum im Stande war eine Allianz mit demselben zu bilden, Verfolgung in jeder Form, um der Meinung willen war von je das Handsiegel der Weltlichkeit und Irreligion. Das ist die Herrschaft der Macht wider das Recht; das Unter-die-Füssetreten der Schwachen und Hilflosen durch die Starken und Mächtigen; um die Blasphemie noch zu vollenden wird, um die Grausamkeit zu feiern, solche Verfolgung gewöhnlich „im Namen des Herrn" beschlossen.

Die Altäre der Maurerei sind von jeher die Signalfeuer der Freiheit gewesen, und die Loge eine Stadt der Zuflucht, ein Heiligtum des Wissens und des Schutzes für die wandernden Brüder aller Nationen und Zungen.

Nach den Sanktuarien der Alten Mysterien gebildet und auf dem Prinzip der universellen und unbeschränkten Menschenverbrüderung begründet haben sie die Fackel der Freiheit hochgehalten. Wenn in späteren Zeiten Klassenunterschiede und Farbenlinien die Werkmaurerei getrennt haben, die Loge ist nie zur Verfolgung zusammengetreten oder das Werkzeug der Unterdrückung gewesen. Wenn die Schleier, die eine Zeitlang das wahre Licht verdunkelt haben, gehoben sein werden, und jeder Mensch nach seinem eigentlichen innerlichen Wert allein geschätzt wird, und die Maurerei in der Tat und in Wahrheit nicht mehr Personenkultus treibt, dann wird diese grosse Organisation in eine neue Aera des Gedeihens eintreten, wie sie ihr Erbteil aus der ganzen Vergangenheit ist und ihr Recht durch die Macht der brüderlichen Liebe, Hilfe und Wahrheit.

Die Traditionen der Maurerei in späteren Zeiten schliessen die Frau von der Teilnahme an der Arbeit in der Loge aus, aber nicht von allen Rechten und Wohltaten der Maurerei. Die Gründe, welche man für den Ausschluss der Frau angegeben hat, sind hier nicht zu erörtern. Eine hinreichende Antwort für die Anwälte für die androgyne Maurerei mag man in der Geschichte aller Versuche dieselbe zu gründen oder zu beleben finden. Jeder und alle sind fehlgeschlagen und haben sich gewöhnlich fruchtbar für Disharmonien und Skandal gezeigt. Nicht die Frau allein ist dabei der verlierende oder um dieses Ergebnisses am meisten zu tadelnde Teil. Die Alten Mysterien waren organisierte Schulen des Lernens, und Wissen war das Signal des Fortschrittes und die Basis der Kameradschaft. In der modernen Maurerei hat die Brüderlichkeit allein den Platz der Weisheit usurpiert, und im Dienst der Loge für die Menschheit ist ihr grösstes Werk gewesen die alten Merkzeichen als ein Erbteil für die Nachwelt zu bewahren. So ist jeder wahre Maurer in den Jahrhunderten ein Soldat der Wahrheit gewesen, der für seine Altäre und ihre Feuer kämpfte. In diesem Werk der Loge konnte die Frau der Loge keine Dienste leisten.

Während jeder wahre Maurer der loyalste Mensch der Stellung der Frau als Mutter, Schwester, Tochter und Weib gegenüber ist, als Gefährte, Freund und Berater des Mannes würde er durch ihre Gegenwart in der Loge gehindert worden sein, und sie würde durch ihre Zulassung keine Vorteile erlangt haben. Wenn jedoch die Tage des Ritualismus beendet sind, wenn die Maurerei aus der einen Pflicht die Altäre zu schützen und die Wachtfeuer anzuzünden, das Vorrecht ableitet, Lehrer und Erleuchter der Menschheit zu sein, und in ihren Schulen und Kollegien die Philosophie der Natur und des Lebens, wie bei dem Maji der Alten entwickelt werden, und wenn ohne Furcht vor Verfolgung der den Vorurteilen dienenden Machthabern oder glaubensfanatischen Priestern das Licht für alle scheinen kann, dann werden die Tore wahrer Initiation für die Frau wie für den Mann offen stehen, wie es nach Jamblichus in den Schulen des Pythagoras war. Die alte Weisheit beschäftigte sich grösstenteils mit der Seele des Menschen und stellte es sich zur Aufgabe das irdische Leben durch eine Läuterung der Seele und die Erhöhung seiner Ideale zu heben. Sie lehrt, dass die Seelen geschlechtslos sind; und dass das Geschlecht des Körpers nur ein Zwischenfall der Schwangerschaft sei. Keine dem Menschen bekannte Civilisation, welche die Frau erniedrigte, ist je zu einer grossen Höhe emporgestiegen oder hat lange ihre Oberherrschaft behalten. Tatsächlich demonstriert die Geheimlehre mit nicht misszuverstehender Klarheit, dass sexuelle Erniedrigung in jeder Form die Strasse zur Degeneration

und Zerstörung des Mannes und des Weibes ist; und das gilt von Nationen eben so sicher wie von Individuen.

Die niedrigsten und schrecklichsten Kapitel in der menschlichen Geschichte werden in den wissenschaftlichen Werken der Medizinkundigenberichtet. Der Atavismus wird hier wie nirgends sonst erläutert. Hier mehr wie sonst innerhalb der möglichen Erfahrung des Menschen liegt die „Sünde wider den heiligen Geist;" denn durch dieses offene Tor, durch welches die unheiligsten Leidenschaften und die höllischen Feuer der Lust rauschen, ist es für den Menschen möglich seine menschliche Seele zu verlieren und zu den Tieren herabzusteigen. Wenn Jemand das bezweifelt, so lese er — wenn er kann — einige der wissenschaftlich medizinischen Werke über Geschlechts-Perversitäten und dann konsultiere er Irren-Ärzte und die Symptome und Berichte der Geisteskrankheiten.

„Die erste Lehre, die wir in der Maurerei empfangen, ist: gute Menschen und wahr zu sein. Und die erste Erklärung, welche der Neophit in der Maurerei abgiebt, ist, dass er zur Loge kommt „um zu lernen seine Leidenschaften zu überwinden und sich in der Maurerei zu vervollkommnen," d. h. sich zum Bau eines geeigneten Tempels für die innenwohnende Seele zu verpflichten.

Man kann daraus ersehen, dass alle Traditionen und Gebräuche der Maurerei, bezüglich der wahren Initiation vollständig mit der Geheimlehre übereinstimmen und dass beide, durch alle Erfahrung, durch alle Geschichte, durch alle wissenschaftlichen Entdeckungen und Fortschritte hindurch bis heute gerechtfertigt sind. Diese alten Institutionen, verlacht, entstellt, verfolgt und unterdrückt, wie sie es während der letzten fünfzehnhundert Jahre gewesen sind, werden in dem Zeitalter, das jetzt heraufdämmert, ihre Wohltat und ihre Macht beweisen; und man wird sich wundern, dass es der Unwissenheit und Brutalität des Menschen gelingen konnte sie so lange zu unterdrücken. Es ist wahr, dass selbst unter sonst intelligenten Menschen die Mehrheit nicht daran glaubt, dass ein solcher Quell der Erkenntnis je existiert hat. Sie sehen allein auf die Zukunft, und warten, und preisen entzückt jede neue Entdeckung der Wissenschaft zur Verbesserung des Menschen. Für alle jene wird es die grösste Entdeckung sein, dass „zu Plato zurückkehren einen Fortschritt machen heisst", und dass die Aegyptischen, Chaldäischen und Hindu-Mysterien schon vor Jahrtausenden alle Philosophien erschöpften, alle Wissenschaften verstanden, und ihre kostbaren Schätze der Weisheit in Glyphen und Allegorien zum Wohle der letzten Generationen der menschlichen Rasse überlieferten. Nach und nach werden selbst unsere Wissenschafter wie betrübte und enttäuschte Kinder müde werden zu versuchen, sich beständig immer wieder zu wiederholen, und dann werden sie für die unsterblichen, wenn auch stummen Stimmen

der Vergangenheit kein taubes Ohr mehr haben. Manch einer mag fragen: wie kam es aber, dass die Alten, lange vor der Dämmerung dessen, was wir Geschichte nennen, im Stande waren solche transzendentale Entdeckungen machen.?

Wenn es dem Autor gelungen ist in dem vorhergehenden Kapitel selbst nur einen schwachen Begriff vom Sinn des Wortes „Meister" und davon, was Initiation wirklich bedeutet zu geben, dann wird der Frager nicht weit nach einer Antwort zu suchen haben. Die Geheimlehre erklärt, dass sie das Resultat nicht vergeblichen Ratens oder mühsamer Forschungen unwissender Menschen sei, sondern das Ergebnis der überlieferten und sorgfältig erprobten Erfahrungen von Generationen auf Generationen entwickelter Adepten und Vollkommener Meister, der Vorhut der Menschheit in jedem Zeitalter. Die Dinge sind nicht wahr, weil sie alt sind, sondern alt, weil sie wahr sind. Unsterblichkeit gehört der Wahrheit und nicht dem Irrtum. Eine Sache ist nicht wahr, weil Gott sie sagte, oder gesagt haben soll; sondern Gott sagte sie weil sie wahr ist: und so ist die ganze Manifestation der Natur das gesprochene Wort der Gottheit. Der Meister, welcher eins mit der Natur sowohl wie mit der Gottheit ist, erkennt die Wahrheit und lehrt und überliefert sie für alle Zukunft Generationen von Menschen. Aber nur in einem Zeitalter der Freiheit und Erleuchtung kann die Stimme des Meisters gehört werden; man sollte sich immer daran erinnern, dass die einzige Autorität des Meisters in der Wahrheit liegt; und nicht die Autorität der Wahrheit in dem Meister. Gerade hierin liegt der Unterschied zwischen Religion und Aberglauben. Die Massen werden immer nach einem Zeichen suchen, aber das einzige Zeichen des Meisters ist sein Dienst für die Menschheit. „Der, welcher am besten arbeiten und dienen kann" wird ein Meister genannt. Dienen und Harmonie, das sind die eigenhändigen Unterschriften des wirklich Initiierten. Der Unwissende mag den als einen Gott verehren, der Zeichen und Wunder vollbringen kann, und wenn er der Anbetung überdrüssig ist, kann er zurückkehren um sich im Schlamm zu wälzen, und auf das Wunder vergessen. Daher haben die wirklichen Meister zu allen Zeiten die Oeffentlichkeit vermieden — „sind in die einsamen Berge gegangen" — sind dem Beifall der Menschen ausgewichen, und haben es vorgezogen lieber verachtet und verspottet zu werden, als dass die Wahrheit ignoriert und sie selbst von den Menschen gepriesen würden.

(Fortsetzung: „Die erhabene Loge" folgt.) *Dr. med. J. D. Buck.*

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!“

(Fortsetzung Kapitel V: Ueber die Götterwelt.) .

Es ist der alte, ewig neue scholastische Irrtum, welcher den Articulus fidei ohne weiteres durch die rein spekulative Methode als „eine logisch-metaphysische Wahrheit“ demonstrieren wollte; „logisch-metaphysisch“, welch heterogene Wortverbindung, da die Logik uns die zeitlichen Formen des Erkennens lehrt, während das Metaphysische als Transzendental-Philosophie eben ganz anders geartete Daseins-Formen und Bedingungen ins Auge fasst, wie sie sich nicht in unserem Geiste, in unserem Bewusstsein, wohl aber in unserem Wesen-an-sich finden und höchstens vielleicht in somnambulem Zustande Gegenstand der zeitweiligen Beobachtung werden können. Natürlich können unsere logischen Erkenntnisformen sich später den transzendentalen Einsichten mehr und mehr anpassen, aber niemals sollen wir umgekehrt verfahren: nämlich neuen Einsichten die Bestätigung verweigern, weil sie sich mit unseren „vorläufigen“, zur Zeit noch „mangelhaften“ Erkenntnisformen — „den Truggebilden unserer noch befangenen Erkenntnis“ [1]), — nicht zu vertragen scheinen. Aus der Teleologie würde die Anthropologie; oder wie Feuerbach sich ausdrückt: „Der Unterschied zwischen dem produzierenden heiligen Geist der göttlichen Offenbarung und dem konsumierenden menschlichen Geiste wäre aufgehoben.“ [2])

Ruft menschlicher Wahn, anstatt hinauszuschweifen über die eingebildeten Grenzen von Ort und Zeit, ein Halt zu, so wird aus der Welt ein Kerker mit allerhand Banden; es wird aus Ruhm Berühmtheit, aus Ehre jene Ehre, die sich schroff abgrenzt, sei es als Familien-, Standes-, Berufs-, National- oder Rassenehre, oder was es sonst für kleinere oder grössere Ehrbarkeiten sein mögen! So wird aus der schweifenden Unendlichkeit die Konvention, nach welcher die Grenzen des Lebens vertragsmässig abgesteckt sind. Diese Konvention nennt Wagner nach deutschem Laute die Sitte, welche uns lehren soll, wie weit es gerade heute und hier Anstand ist, sich auszuleben. Aus der Ethik wird jetzt die Sittenlehre oder die landläufige Moral, welche anstatt eines Ewigkeitswertes immer nur einen relativen Wert haben kann, nämlich je nach Ausdehnung des Landes, wo sie gerade geübt und an der Tagesordnung ist. Es ist der Kultus des Eigennutzes.

---

1) R.; 58, 59.
2) L. F. VIII.

Die Grundidee aber, nach welcher Wagner glaubte, ein Weltverhältnis künstlerisch darstellen zu können, war der Wechselbegriff „der Liebe und des Lebens“, „des Lebens und der Liebe“ [1]). Hiermit stellte der Dichter das Dasein auf die Basis und nicht auf den Kopf, indem nämlich so allein der hohe Begriff der Liebe eine reale Unterlage erhält, sodass alles aus dem Leben, so wie es im Wechsel dahinfliesst — also nicht aus der eingebildeten Einheit unserer intellektuellen Welt oder auch unseres vergänglichen Ich-Bewusstseins — sondern aus der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit abgeleitet werden muss. Die Liebe ist ihm also die bewusste Anerkennung des Lebens, insofern sie der ethische Antrieb wird, unser „Ich“ über den offenen Kreis der Unendlichkeit auszudehnen; wir sollen unser „Ich“-Bewusstsein zum Allbewusstsein auswachsen. Wagner setzt damit die Liebe in unmittelbarste Beziehung zur unendlichen Lebensreihe, wie sie in der Weltwanderung Ziel ausgeht auf dieses Gesetzes Erfüllung, so dass er dieselbe Botschaft hat wie Paulus: „Die Liebe wird nicht müde; es müssen aufhören die Weissagungen, und aufhören die Sprachen, und das Erkenntnis wird auch aufhören.“ [2]) Alles wird vergehen, doch die Liebe wird bestehen, wie sie ist, war und sein wird „die urewige Tugend der Lebendigen“:

Die Jahre kommen und gehen,
Geschlechter steigen ins Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im — Herzen — hab'!

Heine, Buch der Lieder. Heimkehr 27. [3])

Wir sollen, vom Strome des Lebens getragen, Schranke nach Schranke überwinden, denn es gibt keine Grenzen für unsere Liebe, wie sie uns die Formen unseres eingebildeten Intellektes setzen wollen. Man muss angesichts dieser Liebe auch an das im Gegensatz zu Heine so lebensfrohe Wort Goethe's denken:

„Du führst die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich, meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.“

Faust I. Wald und Höhle. V. 2870—72.

Die Liebe wird vom Blute alles Lebens genährt, denn wo die

---

1) Vergl. hierzu N. M. R. XI, 3, S. 105 ff. Die Grundidee der Dichtung.

2) An die Corinther I, 13, 8. — Ueber das Aufhören der Tätigkeit des Denkprinzipes vergl. auch den Aufsatz von P. Zillmann. Meister Eckehart. Rundschau X; 6. 245.

3) Wenn dieser unglückseligste aller Dichter hier nur nicht alles wieder durch die zweite Strophe persifliert hätte. Das reine Volksempfinden hat diese Strophe daher längst aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang losgelöst.

Liebe nicht ausgeht, sich im Objekte erst zu finden, da ist sie nur ein Wort, um die Liebesarmut zu verdecken. Die rechte Liebe spricht mit dem weisen Inder: „tat twam asi" (dies — „das Andere" — bist du), sodass ihr die ganze Natur am warmen Herzen liegt. „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst![1]) — Dein Nächster ist aber der weite und erhabenste Begriff des — „Anderen" —.

Die intellektuelle Welt der Götter muss demnach „liebesarm bezüglich lebensarm" werden, je von welcher Seite man ihr Getriebe in Hinsicht auf den Wechselbegriff „Leben gleich Liebe" — „Liebe gleich Leben" betrachten will. Der verjüngende Lebensstrom hat keinen Zugang mehr; je mehr Wasser den Rhein hinabgeflossen sein wird, um so liebesarmer muss uns die Götterwelt zu des Stromes Fülle erscheinen. Der Liebe ist durch die Konvention, durch die Sitte eine bestimmte Grenze gesetzt; je gewaltiger die Triebkraft des Rheinstromes also wird, um so kraftloser, um so lebensarmer muss uns die Götterwelt erscheinen. Der Glaube ist die Ausschau nach dem — „Anderen" —, die Hoffnung oder die metaphysische Sehnsucht ist des Lebens Mut, doch die Liebe ist des Lebens Brot, ist die Kraft, welche uns trägt. Die Ausschau nach dem „Anderen" haben die Götter sich abgeschnitten, ihr Mut ist gebrochen und über das beschränkte Brot des Lebens haben sie zu hadern. In dieser Götterwelt wird uns das armselige Schauspiel eines Schattenlebens vor die Seele gestellt; es wird uns gezeigt: die Eitelkeit des Menschen und seiner eingebildeten Wissenschaft, welche den realen Boden aufgegeben hat, um in schwindelnden Höhen eine kraft- und freudlose Existenz zu fristen.

Es wird dabei im Reiche des Geistes schliesslich so schwül und so unleidlich, dass nur ein reinigendes Gewitter, ein Aufruhr der Elemente, ein Aufstand der empörten Natur wenigstens vorläufig wieder einige Klärung schaffen kann, die als letztes Phänomen einen Regenbogen als Zeichen des Bundes zurücklässt. Dieser Regenbogen bildet die Brücke hier und dereinst auch wieder von der Feste der auf hohem Felsgipfel thronenden Intelligenz zu jenem blumigen Plane der Natur, von welcher sich die Götter durch den Strom des verkannten Lebens, durch den Rheinstrom abzutrennen wagten.

Fortan in dem grundverkehrten Irrtume befangen, dass die Einheit des Intellektes, also: „der Grundgedanke, nach welchem die Form des „Ich"-Bewusstseins geprägt wurde", der Angelpunkt, das Gesetz des Lebens überhaupt sei, so kann sich die Selbstentäusserung der Götter nicht mehr vollziehen. Die Götter im Gegenteil werden durch und durch selbstisch. Würden sie über ihr eigenes Selbst hinausgehen, so müssten sie das Grundprinzip ihres Wissens aufgeben

[1]) Worte Christi 159. — X; 338. — Bayr. Bl. 1881, 33. R. Wagner: „Erkenne Dich selbst."



und sich selbst — die Herrschsüchtigen — entthronen. Sie dürfen jetzt nicht mehr nach dem „Anderen“ trachten oder trachten lassen, sondern können nur das „gut“ heissen, was ihre eigene Grundansicht der Dinge bestätigt. Auf die grosse ethische Frage: „Wo ist das Andere?“ gibt es keine Antwort mehr oder vielmehr, die Antwort trifft auf taube Ohren. Die Götter wollen nur noch sich; sie wollen Geschöpfe, welche gehen, sehen und sprechen wie sie; welche gemacht sind genau wie sie und daher auch die Fehler aufweisen sollen, die ihnen das rechte Gottesmal dünken. Die Götter wollen Knechte, nichts als Knechte; jeder Homunculus [1]) ist ihnen recht, wenn er nur nach ihrem Geiste geprägt und willenlos ihnen ergeben ist. Eine freie, von ihnen unabhängige Lebensäusserung muss ihnen ein Greuel sein, da sie die ihnen so gefällige Form ihres eigenen Bewusstseins vom Sein sprengen könnte. So bricht der geläuterte Wotan schliesslich in die grosse Klage aus:

„O göttliche Schmach!
O schmähliche Not!
Zum Ekel find' ich
ewig nur mich
in Allem, was ich erwirke!
Das And're, das ich ersehne,
das And're erseh' ich nie:
Denn selbst muss der Freie sich schaffen —
Knechte erknet' ich mir nur! VI; 57.

Alles Götterwissen setzt sich geflissentlich in sich selbst gefangen; sie wollen neue Einsichten aus Urerkenntnis nicht mehr zulassen; sie haben sich in ihrer Burg abgeschlossen und sind sich selbst genug geworden. Die Götter sehen die Ergebnisse ihres Wissens als ein für allemal feststehend an, sodass sie vermeinen, in dieser intellektuellen Welt sich eine wandellose, unvergängliche Welt, ein ewiges Werk geschaffen zu haben. Sie glauben in dem augenblicklichen Stande ihres Wissens die Summe aller überhaupt erreichbaren Intelligenz erreicht zu haben, wie Wagner selbst einmal Wotan als Haupt und Obersten der Götter „die Summe der Intelligenz der Gegenwart“ [2]) genannt hat. Es gilt jetzt von den Göttern, wenn Wagner an anderer Stelle sagt: „Die höchste Steigerung des Irrtums ist der Hochmut der Wissenschaft in der Verleugnung und Verachtung der Sinnlichkeit“; [3]) denn unser Wissen ist Stückwerk [4]) und nur Erfahrung bringt Hoffnung.“ [5]) Und wenn der Dichter wieder

[1]) Im gemeinen Sinne des Wortes genommen, über den Goethe'schen Homunculus vergl. W. Bormann, Veit Valentin über Goethe's Homunculus und Helena. Allgem. Zeit. B. 1902. No. 17.

[2]) B; 38.

[3]) III; 57.

[4]) Paulus an die Corinter 13; 9.

[5]) Paulus an die Römer 5; 4.

an anderer Stelle sagt: „Das Wesen der Wissenschaft ist endlich, das des Lebens unendlich, wie der Irrtum endlich, die Wahrheit aber unendlich ist“ [1]), so hat sich das Verhältnis umgekehrt. Die Götter sehen jetzt den zeitlichen Stand ihres Wissens als ewige Wahrheit an und wähnen, dass der Lauf des Lebens ein beschränkter sei. Schopenhauer sagt daher einmal warnend: „Wenn in der anschaulichen Vorstellung“ — also dem ersten Ergebnis durch Urerkenntnis — „der Schein auf Augenblicke die Wirklichkeit entstellt, so kann in der Abstraktion“ — also in der eingebildeten Welt des Intellektes — „der Irrtum Jahrtausende herrschen, auf ganze Völker sein eisernes Joch werfen, die edelsten Regungen der Menschheit ersticken und selbst den, welchen zu täuschen er nicht vermag, durch seine Sklaven, seine Getäuschten in Fesseln legen lassen.“ [2]) Es ist schliesslich Wotan, welcher die Wahrheit dieser Worte erkennt und leidvoll jenes Joch tragen muss.

Die unseligen Götter verharren in der traurigen Verblendung, dass sie die Wahrheit schon hätten, während doch deren Ergründung ihre grösste Pflicht wäre; und so müssen sie folgerichtig das Grundprinzip ihres Wissens als die letzterkannte, ewig unangreifbare Wahrheit ausgeben. Der Irrtum triumphiert jetzt!

Die Götter sind indes nur liebesarm und haben der Liebe also keineswegs entsagt, wie sie auch den Irrtum und nicht die Lüge wie Alberich repräsentieren; sie haben das Leben geschmeckt, wie es frei dahinfliesst, und können des Trunkes nicht ganz entbehren, wie sie auch das kranke Dasein und nicht die Verneinung des Daseins wie Alberich repräsentieren. Hiermit aber fallen sie notwendig dem Todesfluche des Schwarz-Alben zum Opfer, wenn ihnen der fluchbehaftete Ring auch nur durch die Hände glitt. Obgleich sie also den Fluss des Lebens ernstlich niemals ganz verleugnen können, so wähnen sie es versuchen zu dürfen, in einer intellektuellen Welt sich Macht gewinnen zu können, ihr eingebildetes Leben doch in gewisser Weise verlängern oder auch die dahinwogende Welle des Lebensstromes eindämmen zu können [3]). Sie wissen also, sei es auch noch so uneingestanden — das Bessere: wie die Liebe einzig lebt, indem sie in der Fülle der Mannigfaltigkeit immer wieder vergeht und ersteht; und dennoch streben sie wider besseres Wissen nach einer eitlen Macht, welche diesem Prinzip des Wechsels widerstrebt. Dieser Konflikt ist der Fluch, welcher am Ringe haftet, welchem die Götter nunmehr aus eigenster Schuld verfallen [4]).

---

[1]) III; 56.
[2]) A. Sch. I.; 72.
[3]) R; 35.
[4]) N. M. R. XI.; S. 165. Der Todesfluch Alberichs.

Ihre einzige Sorge ist nur noch, wie sie dem Ende entgehen möchten, welches der Welt ihres Wahnes droht; alles, was in ihnen noch an Liebe enthalten ist, verlangt nach metaphysischer Verjüngung, also: nach Vernichtung der Erscheinung, nach Preisgabe der herrlichen Burg; alles hingegen, was in ihnen ihrer stolzen abgeschlossenen Eigenart frönen will, strebt umso hartnäckiger, sich jener Vernichtung, sich jener Preisgabe zu entziehen. Entsagen die Götter ihrem eigenwilligen Wahne nicht völlig, so nützt ihnen das stolzeste Gebäude menschlichen Wissens nicht, denn wir entbehren die freie metaphysische Einsicht und empfinden schliesslich nur die Kluft, welche uns vom Leben und seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit trennt. So hoch und erhaben die Burg den Göttern auch scheinen mag, indem sie sich durch die Erbauung dieser Feste am Urgesetze vergingen, bleibt ihnen schliesslich doch nur die Furcht, in die ungeheure Kluft hinabzustürzen, welche sie von der Natur nun trennt. In schwindelnden Höhen haben sich die Götter von jeglicher Urerkenntnis aus dem Grunde des Daseins abgewandt, doch je trotziger sie dieselbe verleugnen wollen, um so bitterer empfinden sie ihr Siechtum, umso schrecklicher empfinden sie die Loslösung vom Leben. Der Rhein rauscht in breiten Fluten am Fusse der stolzen Götterburg vorüber, hin und wieder spritzt der Gischt der Wasserwirbel zu ihr empor, und wenn die Götter hinabschauen in die unendliche, aufgeregte Tiefe, so erfasst sie Entsetzen, ein ahnungsvolles Grauen!

Diese Grauen, diese Furcht vor dem Ende trübt den Göttern jede Einsicht und lässt sie den wahren Propheten, wie er ihnen in Wotan ersteht, völlig verkennen. Die Götter werden eine schwere Schule durchmachen, eine Umwandlung aller Werte erfahren müssen, um wieder sterben zu lernen und zwar sterben im „ewigen" Sinne des Wortes, was selbstloses, liebevolles Aufgehen in die Manigfaltigkeit, in die werdende Natur bedeutet. Erst als der Mangel an lebendiger Nahrung zu gross wird, da dämmert es, und in Resignation geben sie ihr stolzes Selbstbewusstsein auf, um aufzugehen im Allbewusstsein, um unterzugehen im ewigen Aufruhr der Natur, dessen Brandung sie immer schon zu verschlingen drohte. Solange den Göttern jene Lehre von der Liebe und dem Leben, wie es im Wechsel dahinfliesst, nicht Daseinsprinzip geworden ist, werden sie von der Furcht vor dem Ende nicht frei werden. Gross und gewaltig richtet sich wie ein Gespenst die Furcht vor dem Ende: „der Tod, der Tod, der Tod" immer wieder vor ihnen auf, und anstatt, dass sie das Leben beherrschen, werden sie vom Tode geknechtet und ihr wahnvolles Dasein ist nichts als sehrende Sorge.

(Fortsetzung folgt.) *Dr. Hch. von Lessel.*

Zwei Häuser.

(Kapitel V.)

Jessamy war allein. Red Cross mit seinen trüben Erinnerungen lag hinter ihr. Seit einem Monat lebte sie in den Räumen, die Luigi Vanoni für sie gemietet hatte; sie empfing ihre Klienten und hielt täglich Séancen ab. Sie hatte Sensation erregt und war dadurch in Verbindung mit vornehmen Leuten gekommen; sie lebte bequem, luxuriös, völlig abgeschnitten von der grässlichen Umgebung des Red Cross Court, und ihre Fähigkeiten hatten sich verstärkt. Die Kraft und Vergeistigung, die spirituelle Auffassung Jessamy Mainwarings, das Wachstum vergangener Leben, das alles äusserte sich durch die sensitive astrale Entwickelung von Jess Arden und machte sie zu einer Seherin von wunderbaren Fähigkeiten. Sie sah überall Visionen und lebte in einer Traumwelt zwischen irdischem Leben und geistigem Bewusstsein. Zuerst schaffte ihre bequeme, angenehme Lage ihr ein Gefühl physischer Ruhe, die ihre Seele so erfüllte, dass kein anderes Empfinden aufkam. Dann allmählich erwachten andere Gefühle in ihr; sie sehnte sich danach ihre Mutter zu sehen, und lebte in der Hoffnung, dass das Schicksal sie einander in den Weg führen möge. Aber schliesslich lebte noch etwas Anderes in ihr auf — Stolz auf ihre Fähigkeiten — sie waren ganz echt; ob sie bewusst oder in Trance war, sie waren echt — und ein geistiger Stolz erwachte in ihr, gepaart mit einer Eifersucht, dass ihre Fähigkeiten anerkannt werden möchten. Sie sympathisierte wenig mit Vanoni. Er war wirklich eine sonderbare psychologische Studie, — zusammengesetzt aus Verschlagenheit und Einfalt; ein Selbstbetrüger, der andere betrog, vertrauensunwürdig, unbeständig, eitel. Er war, wie er selbst sagte, ein starkes physikalisches Medium. Er war sehr eifersüchtig auf Jessamy's Gaben, aber er beutete sie aus, weil sie sehr viel Geld damit verdienten. Er brachte es ihr allmählich bei, dass ihre Visionen prophetisch seien, und drehte und wendete sie so, dass sie den verschiedenen Idiosynkrasien seiner Klienten passten. Anfangs versuchte Jessamy die Eindrücke, die er gab, zu verwischen; schliesslich gewöhnte sie sich daran und blieb still, aber allmählich fasste der Gedanke heimlich in ihr Platz, dass sie als Prophetin

höher rangierte als jemand, der nur unerklärliche Bilder sah. Da kam eine Zeit, wo die Fähigkeiten urplötzlich und unerklärlicherweise nachliessen.

In diesen Wochen wusste sie, wie vollständig sie in ihnen lebte. Sie wurde von Schrecken erfasst, und an dem Tage, als sie ihre Kristallkugel aufnahm und fand, dass sie vollständig leer blieb, bebte ihr Herz, und sie war ganz hilflos.

Eine ihrer begeistertsten Anhängerinnen hatte einen Skeptiker mitgebracht, um sie zu sehen. Zu gestehen, dass die Kraft sie verlassen hatte, war hart. Der Mann hatte sie durch seine Skepsis gekränkt und in ihr den Wunsch erweckt, ihm ihre Fähigkeiten zu zeigen. Seine Augen ruhten herausfordernd auf ihr.

„Was sehen Sie, Miss Vanoni?“ rief die Gläubige begierig.

„Sehen Sie überhaupt etwas?“ sagte der Skeptiker, und seine Stimme hatte etwas Ueberlegenes. Jessamy schwieg. Sie hatte Vanoni eingeweiht, dass sie nicht mehr wie früher sehen könne, und er war auf dem Posten. Sie legte ihre Hand an die Stirn.

„Ist Dir das Licht zu grell, Teresa?“ fragte Vanoni.

Jessamy sah zu ihm auf. Er stand hinter den Klienten, seine Hand an der Rouleauxschnur, in der anderen hielt er eine kolorierte Photographie, — es war das Bild eines jungen Mädchens und darunter stand ein Motto geschrieben. Jessamy betrachtete es und dann, fast gänzlich willenlos murmelte sie die Worte des Motto; im Gesicht des Skeptikers ging eine Veränderung vor.

„Sehen Sie diese Worte in dem Krystall?“ fragte er.

„Still!“ rief der Gläubige. „Natürlich sieht sie es darin.“

„Das ist merkwürdig. Sehen Sie noch mehr?“

Nun begann Jessamy das Gesicht auf dem Bilde zu beschreiben. Sie beschrieb es, mit einem wilden Wunsch in ihrem Herzen sich zu zeigen, mit einer wahnsinnigen Furcht, dass ihre Fähigkeiten diskreditiert werden möchten. Als sie mit Sprechen aufhörte, liess Vanoni rasch die Photographie verschwinden. Der Skeptiker stand auf.

„Ich habe genug gehört,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Sie haben mich überzeugt, Miss Vanoni. Ich kam voller Zweifel hierher, aber nun glaube ich an Ihre Fähigkeiten.“

Augenscheinlich war er stark bewegt. Er drückte ihr schweigend die Hand und verliess das Haus. Auch auf die Gläubige hatte es einen tiefen Eindruck gemacht. Augenscheinlich kannte sie die Geschichte der Person auf dem Bilde und auch die Beziehung des Motto's nicht.

„Den Wink hast Du famos aufgegriffen,“ rief Vanoni aus. „Wie vorsorglich war es von mir, dass ich mir diese kleine Information über ihn holte! Sein Glaube an uns ist ein grosser Schritt

vorwärts. Konntest Du wirklich nichts sehen? Nun es ist ebensogut ausgegangen."

„Was habe ich getan", schrie Jessamy leidenschaftlich. „Mein Gott! was habe ich getan?"

„Närrin," sagte Vanoni ungeduldig. „Du hast getan, was einzig möglich war. Du wirst doch nicht Deinen ganzen Ruf auf's Spiel setzen, indem Du jenem Manne sagst, dass Deine Fähigkeiten diesmal versagten? So hast Du ein gutes Werk getan. Er war ein eingefleischter Materialist, und Du hast ihn an die Existenz geistiger Dinge glauben gemacht."

„Geistiger Dinge?" sagte Jessamy, indem sie sich erhob und im Zimmer auf und ab ging.

„Wie weiss ich, dass diese Dinge geistig sind? Diese meine Visionen können materiell sein, grob, irdisch, oder von einer geistigen Natur, die im Wesen schlecht ist. Muss Geist unbedingt etwas Gutes sein? Welche heilige Kraft wird zu einem irdischen Wunsche versuchen? Was ist wohl irdischer als Eitelkeit, die durch Lügen unterstützt wird?"

„Pst, pst" unterbrach sie Vanoni, „Sapristi! Jess Arden, Du hast in einer meiner Sitzungen mit eigenen Augen einen materialisierten Geist gesehen. Du weisst, dass ich Dir nichts weiss gemacht habe."

„Ich habe etwas gesehen, was Du einen materialisierten Geist nennst; aber ich weiss nicht, ob es ein Geist war. Seit ich diesen Körper besitze, habe ich sie überall gesehen, — diese schattenhaften Wesen. Aber Geister! Nein! täglich fühle ich mehr und mehr, dass es keine sind. Ich bin ein Geist! — Diese Ueberbleibsel von Menschen, die einst waren, sind es nicht."

„Was sind sie denn?"

„Ich weiss es nicht. Ich tappe da im Dunklen. Ich weiss es nicht."

„Seit Du diesen Körper hast! Es ist nichts Wahres an der Reïnkarnationstheorie. Verlass Dich darauf. Höre auf mich. Ehe ich Dich kennen lernte, hielt ich eine Séance im Hause einer Dame ab, die ihre Tochter kurz vorher verloren hatte; und der Geist der Tochter erschien und wurde von der Mutter erkannt, — und das bei hellem Licht."

„Die Mutter erkannte sie?"

Ja, die Mutter und auch die Anderen kannten sie wieder, es war eine Miss Mainwaring, und — Gott im Himmel! was ist Dir?"

Jessamy sank zurück. Ihre Augen erweiterten sich, sie presste ihre Hände gegen ihren Kopf.

„Bin ich wahnsinnig?" flüsterte sie. „Ist es der Traum eines

Mondsüchtigen? Bin ich tot, oder lebe ich? Sie wurde erkannt! Jessamy Mainwaring wurde — von — ihrer — Mutter — erkannt?"

„Ja gewiss, und von anderen auch."

Jessamy brach in ein Lachen aus. Sie lachte und weinte und bebte, dass Vanoni anfing an ihrer Gesundheit zu zweifeln. Er war ganz verblüfft. Sie hatte sonderbare Unausgeglichenheiten in ihrer Natur. Oft quälte sie sich damit ihre Gedanken auszudrücken, als ob etwas in ihr mit physischen Hindernissen kämpfte. Ein anderes Mal wieder verblüfften ihre Gedanken und ihre Ausdrucksweise an Jess Arden.

Vanoni wartete, bis sie ruhiger wurde, dann sagte er:

„Ich hoffe, dass Du nichts Uebereiltes tun wirst, dass Du Niemanden sagst, dass Deine Fähigkeit nachgelassen hat, — sie wird wiederkommen."

Jessamy antwortete nicht; sie erhob sich und verliess das Zimmer. — Die Fähigkeit kam zurück mit wundervoller Klarheit der Visionen und hielt einen Monat an; dann blieb sie wieder plötzlich aus, und Jessamy musste zugeben, dass sie nichts sehe. Sie verlor das Schauen zwei Tage lang, dann stellte es sich wieder ein. Die Londoner „Season" war auf ihrem Höhepunkt. Jessamy hatte grosse Sensation erregt, und alle Gesellschaftskreise waren von ihrer Fähigkeit überzeugt. Die bittere Sehnsucht nach ihrer Mutter schwächte sich allmälig ab. An Liz dachte sie gar nicht mehr, an Carol Row nur noch selten; sie lebte in einer Welt von Visionen, von ihnen betäubt, umgeben von einer Mauer von undurchdringlichem Stoff, die sie von den Freuden und den Leiden der Menschheit trennte. Sie war glücklich, sie war es zufrieden Jess Arden, die Seherin, zu sein. Plötzlich, im Zenith ihrer Carrière, versagte die Gabe abermals vollständig und augenscheinlich für immer. Eine Woche verging — zehn — vierzehn Tage – sie sah nichts, sie versuchte immer und immer wieder, aber vergebens. Der Körper Jess Arden's ohne ihre mystischen Gaben war ein unerträgliches Gefängnis. Am Abend des fünfzehnten Tages betrat Vanoni ihre Zimmer in grosser Aufregung.

„Höre mich" rief er „Lady Thurston hat geschrieben und bittet Deine Fähigkeiten nächste Woche in ihrem Hause zu zeigen. Wenn Dein Sehen sich nicht bis dahin wieder eingestellt hat, was sollen wir dann tun?"

„Sagen, dass mich meine Gabe verlassen hat!"

„Keinesfalls wirst Du so etwas tun," rief Vanoni ärgerlich. „Mädchen, Du bist ganz toll! Du — Du bist verbrecherisch dumm, oh, — bei meinem Leben, Du bist dumm! Du hast diese Gabe — Du hast sie, sage ich. Willst Du es noch leugnen?"

„Ich hatte sie," — ihre Stimme bebte.

„Du hast sie noch, kleine Närrin! Habe sie! Sie wird wiederkehren. Du musst Deine Bilder sehen bei Lady Thurston. Wenn Du nur irgend etwas schilderst, so wird es schon Jemand auf seine Zukunft beziehen, oder auf etwas, was er von der Zukunft erhofft. Wenn Deine Fähigkeit zuweilen aussetzt, so werden die Leute nichts dabei finden — aber immer? Nein! Also wirst Du in Lady Thurstons Haus Visionen schildern?

„Nein — nicht falsch."

„Du willst nicht? Lass Dir sagen, dass das einfach unehrlich von Deiner Seite ist. Schuldest Du mir gar nichts? Ist das, was ich Deiner alten trunkenen Grossmutter bezahlte, keine hinreichende Summe?"

„Du bezahltest?"

„Ja, ich kaufte Dich. Du gehörst mir eben so rechtlich, als der Stuhl, auf dem Du sitzst, — wie das Kleid, das Du trägst. Ich kaufte Dich — Du gehörst mir! Was für ein Recht hast Du mich zu beschwindeln? Es ist Schwindelei. Du! Wer bist Du eigentlich, um in dieser Angelegenheit für Dich zu entscheiden? Ein unwissendes, kleines Mädel von der Gasse! Und dorthin woher Du kamst, wirst Du auch wieder zurückgehen!"

Jessamy war blass; ihre Brust hob sich, ihre Augen füllten sich mit Tränen und sie bedeckte sie mit ihren Händen. Vanoni fuhr fort:

„Höre lieber zu, damit Du verstehst, was ich sage, ich meine es ganz ernst. Du hast eine angenehme Position hier, sollte ich meinen. Bequemlichkeit, hübsche Zimmer, schöne Kleider, die beste Verpflegung, Gesellschaft, wie Du sie Dir niemals träumen liessest. Du nimmst eine Stellung ein, die kein Mädchen Deiner Geburt und Herkunft je erreicht. Man spricht von Dir, man bewundert Dich. Wenn Du aber noch lange in diesem Trotz verharrst, wenn Du mir nicht Dein Wort giebst, zu schildern, was Du bei Lady Thurston siehst, ganz gleich ob Du es in Wirklichkeit siehst oder nicht, dann — — siehst Du diese Klingel?"

„Ja."

„Ich werde klingeln und einen Wagen bestellen und Dich darin nach dem reizenden Ort bringen, wo ich Dich fand, und wenn Mrs. Arden wieder aus dem Gefängnis entlassen ist, werde ich Dich ihrer liebevollen Sorgfalt übergeben."

Jessamy bebte heftig.

„Ich werde Dich für immer in Red Cross Court zurücklassen," fuhr Vanoni langsam und sie beobachtend fort; „Mrs. Arden wird zwar nicht sehr erfreut sein, Dich zu sehen, vermute ich; besonders wenn Du auch dort bei Deiner Weigerung bleibst. Mrs. Arden ist eine Dame, deren Reizen man in ihren liebenswürdigen Momenten

nicht widerstehen kann. Betrunken und in Wut muss sie der reine Teufel sein."

Jessamy bedeckte noch immer ihre Augen mit den Händen. Vanoni hielt inne, zog ihre Hände hinweg und sah ihr bestimmt und forschend ins Gesicht; es war bleich, ihre grauen Augen schwammen in Tränen, ihr Mund bebte, sie war augenscheinlich ganz nieder geschmettert von diesen Aussichten; nicht einmal die Kraft Jessamy Mainwarings konnte die Nerven Jess Arden's beherrschen; sie konnte ihm ihre Hilflosigkeit nicht verbergen.

„Mrs. Arden wird sehr wütend sein," begann Vanoni von Neuem, „ganz natürlich, und ich werde sie darin noch bestärken. Sie wird nicht ermangeln das mit Dir vorzunehmen, was ich sehr gern selbst getan hätte, wenn mich nicht Ritterlichkeit davon abhielte."

Jessamy weinte heftig und versuchte ihm ihre Hände zu entziehen, aber er hielt sie eisern fest.

„Inspirierte Seherin," sagte er, „Wunder Londons, — hübsche Prophetin, es wird eine sehr beschämende und höchst unangenehme Lage für Dich sein."

„Was kann ich tun? Ich werde wahnsinnig werden! Warte! Warte noch kurze Zeit, das Sehen wird wieder kommen."

„Ich werde auch nicht eine Stunde warten. Du wirst mir Dein Versprechen geben, und wenn Du es brichst geht es ohne Zögern zurück zur Grossmutter nach Red Cross Court.

„Gieb mir einige Tage, — habe doch Mitleid!"

„Nicht einen Funken Mitleid habe ich mit Dir. Entweder Du gehorchst mir, oder Du nimmst die Folgen auf Dich. Also entschliesse Dich!"

„O! ich kann nicht! Mr. Vanoni, wenn Sie doch hören wollten, wenn Sie warten wollten!"

Sie kniete zu seinen Füssen nieder und klammerte sich an ihn.

„Nichts will ich hören. Gieb mir Deine Antwort."

Jessamy schluchzte. Vanoni zog die Klingel, und sie schrie laut auf.

„O, nicht doch! nicht doch!"

„Halte Deinen Mund!" sagte Vanoni roh. „Hebe Deine Bitten für Deine Grossmutter auf. Sie werden Dir aber wenig nützen."

„Haben Sie kein Mitleid?"

„Kein's! Du bist ein undankbarer, scheinheiliger, kleiner Teufel! Aber Du sollst Deine Strafe haben! Ich denke, ich kann mich darin auf die liebenswürdige Dame verlassen, die Dich mir verschacherte."

„Hören Sie auf! Ich kann es nicht hören!

„Du wirst es hören müssen! Warum kommt man aber nicht? Ich muss noch einmal klingeln."

„Nein, nein, — bitte nicht."

„Willst Du versprechen?
„Ich kann nicht."
Die Tür öffnete sich.
„Pfeifen Sie nach einem Wagen, bitte" sagte Vanoni.
Er beugte sich über sie und zog sie an den Füssen; sie taumelte und fiel ohnmächtig zurück. Vanoni hielt sie auf.
„Krank oder gesund," schrie er ihr ins Ohr, „bewusst oder unbewusst — ich werde Dich zurückbringen."
Der schrille Ton einer Pfeife durchschnitt unten die Luft.
„Halten Sie inne!" jammerte Jessamy erbarmungswürdig, „Ich verspreche."
„Ich glaube kaum, dass ich Dein Versprechen jetzt noch annehme. Du machst mehr Scherereien, als Du wert bist."
„Nein — nein. Ich verspreche."
„Ich sagte Dir eben, dass ich Dein Versprechen gar nicht mag. Du gibst Dir die Miene einer Herzogin. Ich will von diesem Unsinn nichts mehr wissen, Du bist nichts als Ziererei und Einbildung, aber ich will Dich von beiden heilen."
„Nein, ich kann das Leben in jenem schrecklichen Hause nicht wieder ertragen," rief Jessamy verzweifelt. „Du weisst nicht, was es bedeutet, dieses Entsetzen, dieses Elend. Sie, — das arme Kind, das ich mit meiner ganzen Seele bemitleide, — wie muss es gelitten haben. Aber ich! Denke doch, wie ich dort leide. Denkt doch was es jetzt für mich ist. Ich will Euch gehorchen; ich will Alles tun, was Ihr fordert; ich will Geld für Euch verdienen durch —."
Die Worte erstarben auf ihren Lippen; sie sank nieder und verbarg ihr Gesicht, denn die Worte Vasarhelys hallten in ihren Ohren wieder: — „Können Sie sich gar keine Verhältnisse vorstellen, unter denen Sie selbst lügen würden, und Geld unter falschem Vorgeben erwerben?"
Sie lag mit dem Gesicht auf dem Boden, zu den Füssen Vanoni's, ihr Herz erfüllt von Scham und Furcht. Furcht vor Mrs. Arden, vor Vanoni, sie, die immer so stark und furchtlos war, so mitleidslos mit Neren und physischer Schwäche. Scham! Sie, die so stolz und unnachsichtig gewesen war.
Vanoni war von einigen Sätzen in ihrer erregt herausgestossenen Rede ganz verblüfft; er hatte gar nicht die Absicht ihr Versprechen zurückzuweisen, es tat ihm gar nicht leid, dass sie ihre Fähigkeit verloren hatte, wenn sie dieselbe nur simulierte; denn er war eifersüchtig wie ein Schulmädchen. Er war nicht eigentlich grausam, nur schwach, eitel und selbstsüchtig. Er liess sie eine Weile weinend zu seinen Füssen liegen und ging zur Türe:
„Sagen Sie dem Kutscher, er solle warten", befahl er dem Mädchen, das die Treppen herauf kam. Er trat ins Zimmer zurück,

beugte sich herab und hob den schlanken Körper vom Boden auf; sie stiess einen schwachen Schrei aus.

„Willst Du, — willst Du dennoch nicht mein Versprechen nehmen?"

„Setze Dich; sage mir, ob Du mir je wieder solche Unannehmlichkeiten machen willst?"

„N—ein", schluchzte Jessamy.

„Du wirst zu Lady Thurston gehen, und wenn Du selbst da noch keine Visionen hast im Krystall, wenn Deine hellseherische Gabe versagt, wirst Du dann die Natur durch Kunst unterstützen?"

„Ja."

„Dann nimm diese Feder und schreibe es für mich nieder."

„Ich weiss nicht, was ich schreiben soll."

„Ich empfehle Ihnen sich etwas rascher zu besinnen, Miss Arden."

Jessamy fiel es nicht ein, dass ein solches Dokument, wenn es gegen sie gebraucht wurde, ebenso verhängnisvoll für Vanonis eigene Vorspiegelungen werden musste. Bitterlich weinend unterschrieb sie es und unterzeichnete es — Jessamy Mainwaring."

Vanoni nahm es, las es und sah sie an.

„Du hast nur eine einzige Unterschrift hingesetzt", sagte er, „unterzeichne Jessie Arden alias Vanoni."

Sie nahm die Feder nochmals, durchstrich den ersten Namen und schrieb die beiden anderen nieder.

„Ist es gut so?" flüsterte sie demütig, ihre Lippen bebten. Vanoni nahm das Schriftstück, steckte es in seine Tasche und lachte.

„Ja, es genügt," sagte er, „weine nicht, mein Kind; nun sind wir wieder gute Freunde, nun sage mir aber auch, warum Du zuerst jenen Namen unterzeichnetest."

Jessamy lehnte sich zurück, bleich und bestürzt.

„Ich kann nicht. Ich will es Dir nicht sagen," rief sie nervös, „Du würdest es doch nicht glauben."

„Aber ich will es hören."

„Ich kann es nicht sagen."

Vanoni erhob sich anscheinend ungeduldig.

„Setze Deinen Hut auf," sagte er. „Nimm Dein Schriftstück zurück. Soll ich mich beständig durch die Grillen und Geheimnistuereien eines unartigen Kindes ärgern? denn das bist Du trotz Deiner Fähigkeiten."

„Was meinst Du?

„Genau, was ich sage, setze Deinen Hut auf, ich will Dich nach Hause bringen."

„Ich will es Dir sagen, sei nicht mehr böse mit mir."

„Dann fordere mich nicht heraus. Also nun?"

Jessamy erzählte ihm alles; mit leiser Stimme, gebeugten

Kopfe als bekenne sie ein Verbrechen. Vanoni hörte zu ohne sie zu unterbrechen, dann erhob er sich.

„Bist Du gesund?“

„Ja — ich bin ganz wohl, — und was ich sage, ist wahr.“

„Dann meine ich,“ sagte Vanoni langsam, „dass Du eine Menge unnützes Wesen gemacht hast.“

„Warum?“

„Du schwörst, dass Du klar bist, und dass Deine Geschichte wahr ist?“

„Ja, das tue ich, es ist mir ganz ernst.“

„Mein liebes Kind“ sagte Vanoni liebenswürdig, „ich kenne die Frauen und weiss, dass sie gern Geschrei und Wesen um sich machen; ich weiss sie bekommen gern hysterische Anfälle, aber ich hatte keine Idee, dass Du mir eine so köstliche Scene vormachen würdest.“

„Ich verstehe nicht —.“

„So will ich es erklären, meine Liebe. Ich bat Dich ein paar harmlose nichtssagende verzeihliche Finten zu machen, für einen ausgezeichneten Zweck, und nur zeitweise, und Du spielst Dich als beleidigte Heroin auf.“

„Nun?“

„Nun erzählst Du freiwillig und ohne jeden Grund eine so erstaunliche Lüge. Wenn Du solche Geschichten zum Besten gibst, wirst Du Deine Visionen ihres Wertes berauben.“

Er verliess das Zimmer und liess Jessamy von Zorn und Scham überwältigt, in Tränen aufgelöst zurück.

(Fortsetzung folgt.) *Ivy Hooper.*

So ist der Mensch.

„Zweimal fünf ist zehn,“ sagte ich zu dem Kafir. Der Kafir betrachtete seine Finger. „Ja“, sagte er nach einer Pause. „Und zweimal zehn ist zwanzig,“ sagte ich. Der Kafir zögerte. „Zähle es an Deinen Fingern und an Deinen Zehen ab,“ riet ich ihm. Der Kafir zählte seine Finger und seine Zehen. „Ja,“ sagte er, etwas zweifelnd. „Dann,“ fuhr ich fort „fünf mal zehn ist fünfzig.“ „O, nein,“ sagte der Kafir, „das ist der reine Mystizismus; kein Mensch hat so viel Finger und Zehen.“ Er war ein Kafir. *Bolton Hall.*

Rundschau.

Tod durch Verwünschung. Aus Strassburg i. E. wird den „M. N. N." geschrieben: In Kastenholz im Elsass starb kürzlich ein 22 jähriges Mädchen Marie Blind unter merkwürdigen Umständen. Das Mädchen hatte mit seiner Mutter einen Kondolenzbesuch bei Nachbarn abgestattet, denen ein junges Mädchen nach langer Krankheit gestorben war. Die Mutter sprach in üblicher Weise Trostworte an die Trauernden, was aber von der Mutter des verstorbenen Mädchens missverstanden wurde. Es kam zu einem peinlichen Auftritt angesichts der Toten, denn deren Mutter war vor Schmerz ausser Fassung geraten und und beantwortete die gutgemeinten Beileidsworte mit den Worten: Sie sind eine herzlose Frau. Sie verstehen nicht, wie's tut, wenn man ein Kind verliert. Doch geht's Ihnen mit Ihrer Tochter auch einmal so, und es wird garnicht lange dauern! Mit diesen Worten war sie zum Totenbett geeilt und schüttelte das tote Mädchen, als wollte sie es mit Gewalt zum Leben zurückrufen. Der Besuch war von diesem Ausfluss des Schmerzes peinlich betroffen. Das junge Fräulein Blind befiel ein heftiges Unwohlsein und es musste zu Bett liegen, beständig jammernd, dass es nun sterben müsse. Obwohl sofort ein Arzt zu Rate gezogen wurde, legten sich die Kopfschmerzen des Mädchens nicht. Eine andere Krankheit an dem Fräulein zu entdecken, war dem Arzte beim besten Willen nicht möglich. Auch der Seelsorger wusste das Mädchen nicht zu beruhigen. Es starb vier Tage später. An was? Niemand wusste es zu sagen. Man steht vor einem Rätsel.

Hierzu wird dem Münchner Blatte von ärztlicher Seite geschrieben: Aus dem vorliegenden Berichte ist nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob nicht doch irgend eine wirkliche Krankheit das Mädchen dahingerafft hat. Dann wäre der Tod nur nach, nicht infolge der Verwünschung eingetreten. Eine wirkliche Klärung setzte eigentlich die Sektion voraus. Leider hat nicht einmal der betreffende Arzt es der Mühe wert befunden, irgend etwas zu antworten, wodurch es möglich gewesen wäre, den merkwürdigen Fall mit mehr Sicherheit zu beurteilen. Ganz ausgeschlossen ist es nach anderen Analogien nicht, dass der Tod durch die Verwünschung veranlasst worden ist, eine Annahme, die allerdings, wie nochmals betont sei, den sicheren Ausschluss anderer Todesursachen vor-

aussetzt. Aus der Apostelgeschichte ist der „schleunige Tod Ananias und seines Weibes Sapphira“ bekannt; nach den erschütternden Vorhalten Petrus' über die heimliche Zurückbehaltung eines Teiles seines Vermögens fiel Ananias tot zu dessen Füssen nieder. Und als sein Weib Petrus weiterhin anzulügen versuchte, sprach er zu ihr: „Siehe, die Füsse derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür, sie werden dich forttragen“; und alsbald fiel sie zu seinen Füssen und gab den Geist auf. Galverte berichtet von einer Sekte auf der Sandwichinsel, die sich den Besitz der Himmelsgabe zuschreibt, ihre Feinde durch Gebet und Verwünschungen zu töten. Sie kündigen demjenigen, dessen sie sich entledigen wollen, an, dass sie mit ihren Verwünschungen beginnen werden; der Unglückliche stirbt gewöhnlich vor Schreck schon nach der Mitteilung oder er begeht Selbstmord. Ferner sind Fälle vorgekommen, in welchen Märtyrer ihren Peinigern den Tod voraussagten, und dieser eintrat. Also möglich wäre die Einwirkung jener Verwünschung wohl gewesen. — Das klingt nun äusserst beängstigend, so, als ob wir einfach feindlich Gesinnten auf Leben und Tod ausgeliefert wären. Dem ist aber nicht so. Derartige Verwünschnngen haben nur eine Einwirkung und können nur eine haben, wenn die darinliegende Suggestion angenommen zur Autosuggestion wird, mit anderen Worten, wenn man an die Verwünschung glaubt, sie auf sich wirken lässt. Wer sich gemütlich nicht erschüttern lässt, sondern innerlich überlegen verhält, der ist gefeit. Und wer das selbst sofort nicht und vollständig erreichen kann, sich aber einem Arzte voll anvertraut, dann vermag dieser durch Gegensuggestion zu helfen. Damit fällt aber nicht des Unrecht weg, das in einer solchen Verwünschung liegt. Denn ein recht unangenehmer, wenn auch nur vorübergehender geistiger Stoss kann dadurch empfindsamen Naturen, namentlich geistig labilen, schon versetzt werden und es bedarf eventuell einiger Zeit, um solche Menschen über das Schreckliche des Erlebnisses hinwegzubringen. Aber das der Tod eintritt, das kommt nie vor, wenn man nur nicht selbst daran glaubt, wenn man nicht dem fremden Einfluss nachgibt!“

Ich möchte hinzufügen, dass es uns zweifelhaft erscheint, dass eine blosse Gegensuggestion in solchen Fällen genügt, um die Wirkung einer Verwünschung aufzuhalten. Wenn der leidende Teil die Verwünschung kennt; so liegt allerdings die Annahme einer Autosuggestion sehr nahe und diese lässt sich wohl beseitigen. Wenn aber die Verwünschung bei Abwesenheit des Verwünschten ausgesprochen wird, so ist die ärztliche Ansicht einer Autosuggestion nicht mehr stichhaltig: Wir sind dann gezwungen, falls nicht eine Zufallsursache (?) mit der Auslösung der Verwünschung zusammenfällt, eine Wirkung der Verwünschung ohne sichtbares Contegium anzunehmen. Da wir nun durch okkulte Erfahrungen gelernt haben, dass Gedanken und Willensregungen Formen annehmen, welche solange im Äter leben, bis sie sich ausgelebt haben oder durch fremde Einflüsse zerstört worden sind, so ist es ganz verständlich, dass eine Verwünschung, wie obige auch ohne Autosuggestion wirksam sein könnte. Auch zweifle ich nicht, dass die Umgebung des betr. Mädchen es an Gegensuggestionen nicht hat fehlen lassen, die jedoch wirkungslos waren. Es wäre aber auch noch eine andere

Erklärung möglich, nämlich die erregte Mutter der Verstorbenen ist durch ihre Erregung hellsehend geworden und hat rein intuitiv die Ereignisse, welche sich mit jenen noch lebenden Mädchen abspielen würden, vorausgesehen und sie nur ursächlich in ihrer Vorstellung mit ihren eigenen Gefühlen verknüpft.

Ich entsinne mich eines ähnlichen Falles, der mir vor einigen Jahren berichtet wurde. X war schwer gekränkt worden von Y. In einer Unterhaltung mit W. wird X aufs höchste erregt über Y, ohne dass Y anwesend ist, und äussert plötzlich intuitiv „Y erlebt das nächste Jahr nicht mehr.“ X hatte vom Gesundheitszustand des Y keine Kenntnis. Das geschah im Mai des Jahres 18 . . . Im Dez. desselben Jahres starb Y am Weihnachtsabend am Herzschlag. Das ist eine ganz ähnliche Begebenheit. Soweit ich die Verhältnisse kontrollieren konnte, lag von seiten des X weder die Absicht vor Y zu schaden noch eine Kenntnis derartiger okkulter Kräfte, noch mass er seiner Äusserung irgend welche Bedeutung bei. Mir erschien es damals als ein Schauen in die Zukunft. Y hatte seine psychischen Verhältnisse durch seine Handlungen so überspannt, dass sie rückwirkend auf ihn einen tötlichen Ausgang erzeugen mussten. Dies sah X voraus infolge seiner hohen psychischen Erregung.

Ganz werden wir nie hinter den Schleier dieser Vorgänge sehen können. Jeder derartige Fall dürfte individuell ganz besonders geartet sein, von Wichtigkeit aber erscheint es mir darauf hinzuweisen, dass hier nicht der Arzt am Platze ist, der von all den okkulten Verhältnissen nichts wissen will, sondern einzig der Metaphysiker in unserem Sinne!

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Klaar, A., wir und die Humanität. Gedankengänge u. Anregungen. (Kulturprobleme der Gegenwart, hrsg. v. L. Berg. Bd. III. Berlin 1902.)

Das bescheidene Büchlein hat eine über das Interesse des Tages weit hinausgehende Bedeutung. Ein in sich abgeklärter Geist gibt uns hier Anregungen, die ein recht tiefes Echo in uns finden müssten. An Humanitätsduselei sind unsere Zeiten wahrlich nicht arm. Aber wo finden wir echte Humanität, wo tritt die Menschlichkeit als Tat in die Erscheinung? Ich schreibe diese Zeilen noch unter dem Eindruck der Petersburger Menschenschlächterei am 22. Januar 1905, und es will mir fast lächerlich erscheinen, angesichts dieser elementaren Verworfenheit an eine Ermahnung der Menschheit zur Menschlichkeit zu denken. Und doch auch diese Bestialität lässt uns nicht zweifeln, dass es in uns eine Kraft gibt, die über das brutale Tier hinausstrebt, dass es eine Kraft der Liebe gibt, die zu üben unsere tägliche Pflicht sein muss. „Von allen Künsten findet die, ein Mensch zu sein, am wenigsten bewusste Pflege.“ „Wir sind alle miteinander Dilettanten der Humanität, und wir bewundern uns gegenseitig, wie es unter Dilettanten üblich ist.“ „Die Liebhaberei der Humanität ist in den allerseltesten Fällen Jemandem wichtiger als sein Geschäft.“

„Alle Irrtümer vergangener Zeiten liegen uns in den Gliedern, und alle unsere Impulse bedürfen der Befreiung von dem Harnisch der Stumpfheit gegen die Not, die uns in nächster Nähe umgibt. Erst ganz allgemach fallen diese Rinden und Hüllen von uns und mit der Rettung unserer notleidenden Mitbürger geht unsere eigene moralische Befreiung Hand in Hand. Haben wir nicht jeden Bettler um Vergebung zu bitten, und ist es nicht ein Almosen, wenn er uns von Herzen die Hand drückt?“ Wem fallen dabei nicht die Worte der Helene Blavatsky ein: „Lass die feurige Sonne nicht eine einzige Träne trocknen, ehe Du sie nicht selbst von dem Auge des Leidenden abgewischt hast. Aber lass jede brennende Menschenträne auf dein Herz fallen und dort bleiben, und wische sie nicht ab, bis der Schmerz, welcher sie ausgepresst hat, gestillt ist.“ Klaar fragt dann: „Wie verhalten wir uns zu einander, wir und die Humanität? Wir erweisen ihr immer noch mehr kalten Respekt, als dass wir ihr Folge leisteten in jedem lebendigen Zuge unseres Lebens. Wir stehen mit ihr auf dem Fusse der Höflichkeit. Erst Selbsterziehung und eine neuartige Erziehung unserer Kinder kann es dahin bringen, dass wir mit ihr stehen, wie wir stehen sollen: auf dem Fusse der Herzlichkeit.“

Also Kindererziehung! — Da ist zunächst das Prüfungswesen, das einer gründlichen Neuerung unterzogen werden müsste. Unsere „Examina“ sind geradezu psychologische und pädagogische Ungeheuer. Am geistigen Niedergang der Schüler sehen wir am deutlichsten, wohin diese mittelalterliche Einrichtung führt. Wir erziehen unsere Kinder und sind selbst erzogen worden, für Examina, und nicht für das lebendige Betätigen der Lehren. Die Schule zwingt unzählige tüchtige Menschen, die sich später in ganz anderer Art betätigen, zu

Produktionen von äusserst geringfügigem Werte und ruiniert sogar Talente, die zu dieser Art der Betätigung völlig ungeeignet sind. „Die Prüfung ist der Überfall, die Überrumpelung, die geistig unkeusche Art (ich gebrauche dieses Wort mit Bedacht) den Menschen zur Hervorkehrung seiner Blössen vor Vielen zu zwingen, ein Duell zwischen Lehrer und Schüler, das allenfalls das Nervensystem des letzteren auf die Probe stellt, aber fast niemals über den Grad der Tüchtigkeit und Fähigkeit Auskunft gibt.“ Deshalb nicht Prüfung im heutigen Sinne, sondern „Erprobung“! „Die Erprobung ist die wahrhafte, redliche Nachforschung nach den Wirkungen des Unterrichtes. . . . sie gipfelt darin, dass dem Schüler Aufgaben übertragen werden, in denen er sein Wissen wie im Leben anzuwenden hat.“ etc.

„Die Schule wird erst wieder wahrhaft werden, wenn dieser ausgehöhlte Bau zusammenbricht und aus dem Bedürfnis der Zeit heraus die organische Gliederung des Erprobungswesens an seine Stelle tritt.“ Wer sich weiter für diese Fragen interessiert, den verweise ich auf die Zeitschrift „Deutsche Erziehung“ hrsg. von A. Schulz, Friedrichshagen und auf die Lebensheimer Bestrebungen des Lehrers Peter. Johannes Thiel. Aus der Schule führt uns Klaar ins Leben, ins Stadium des Faustschülers. Auch hier finden wir wohltuende Abgeklärtheit. „Jetzt bricht immer mehr die Erkenntnis durch, die alle grossen Denker längst praktisch betätigten, dass nur ein stetes Ineinandergreifen von induktivem nnd deduktivem Denken uns der Wahrheit näher bringt.“ Berufswahl! Wie findet der Student „seinen“ Beruf? Diese bedeutungsvolle Frage beantwortet Klaar mit der Forderung, dass den Jüngern der Wissenszweige zunächst ein Überblick über die Gesamtheit der Wissenschaften gegeben werden müsste, gewissermassen eine „Encyklopädie des akademischen Unterrichtes“. Mir fallen dabei die Arbeiten des Freimaurers Chr. Fr. Krause ein, die hierfür recht trefflich vorgearbeitet hätten. Dies führt uns schon zur Entwickelung der Weltanschauung. Das kleinste kann uns recht betrachtet, wie Klaar ausführt, den Urgrund alles Seins und Werdens enthüllen. Kann . . . ! —

Der weitere Inhalt des Buches bringt Betrachtungen über allerlei aus dem Leben, über die Millionärsgenüsse, die der arme Mann sich heute leisten kann, über die Trefflichkeit und Notwendigkeit der Sonntagsruhe, die „Frucht der Bildung“, u. A., die wir hier nur erwähnen, um nicht zu ausführlich zu werden. Bedeutend ist der in versöhnendem Sinne gehaltene Absatz über Nietzsche, aus dem wir nur einen Gedanken herausgreifen wollen: „Dieser leidenschaftliche Feind der Askese, dieser Fanatiker des Sichselbstauslebens, ist doch zugleich, ob er es eingesteht oder nicht, ein Lehrer der Entsagung und Selbstbescheidung, a, der Selbstentäusserung nach *einer* gewichtigen Seite hin; er fordert auf, den Blick zum Bedeutenden, *das für alle ist*, zu erheben und darüber das Kleinliche, das man für sich selbst erstrebt, zu vergessen. So ist er nicht nur durch die Reaktion, die seine Verneinung hervorrufen muss, sondern auch durch *eine altruistische Anregung*, die als *Kern* in *seinen* egoistischen *Übertreibungen* liegt, eine bedeutende Erscheinung“.

Mayer, Hans, die Neueren Strahlungen. (Kathoden-, Kanal-, Röntgen-Strahlen und die radioaktive Selbststrahlung (Becquerel-Strahlen). Vom Standpunkte der modernen Elektronentheorie mit Berücksichtigung der neueren experimentellen Forschungsresultate behandelt und im Zusammenhange dargestellt. 2. Auflage Mähr.-Ostrau 1904. (1.50)

—, Blondlot's N-Strahlen, nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung bearb. etc. M.-Ostrau 1904. (1.—)

Die besten kurzen Darstellungen über die neueren Strahlungen. Wir verweisen auf unsere Radiumartikel und führen nur einige Punkte an, um an der Hand der Mayerschen Erörterungen zu zeigen, welche neuen Gesichtspunkte uns diese Entwickelungen verschafft haben. Zunächst „ist man zu der Erkenntnis gekommen, dass an dem Stoff, an die Materie in untrennbarer Weise Energie gebunden ist.“ „Die gesamten Kraftäusserungen, die uns in der Natur begegnen, sind nichts anderes als Kreislauferscheinungen der mit Materie verbundenen Energie.“ Die Geheimlehre geht hierin einen Schritt weiter und weist die spiralförmige Höherentwickelung des Genaueren nach. — „Die von uns als Grundstoffe angesehenen Elemente sind in Wirklichkeit keine solchen, sondern selbst aus Einheiten höheren Grades zusammengesetzt.“ Das wären also die Lehren der Alchemisten, zu denen man zurrückkehrt. „Es gibt einen einzigen Urstoff in Form kleinster, unteilbarer Massenpartikelchen, der in seinen Kombinationen, in der Vereinigung seiner materiellen Elementarstoffpartikelchen die einzelnen chemischen Elemente bildet. (Siehe die Artikel von Rama Prasad in Bd. X der Rundschau).

„Die neuere Äthertheorie nimmt in dem energiebegabten Äther die Urmaterie an und kommt dadurch der modernen exakt wissenschaftlich fundirten Elektronentheorie schon ziemlich nahe.“ Und wie nahe erst dem Okkultismus, dessen eigentliche Arbeits- und Studiendomäne eben dieser energiebegabte Äther ist! — Auf die Elektronentheorie kommen wir an anderer Stelle. Es klingt wie ein Satz aus unserer Geheimlehre, wenn Mayer schreibt: Der minim unendlich kleine Raumteil beseelt mit Energie in elektromagnetischer Art, und die Beeinflussung durch die vorhandene Wirkungsphäre schafft das, was wir als Masse bezeichnen“.

Über die N-Strahlen fügte ich nach den Darstellungen Mayers noch Folgendes einer Wiederholung meines Radiumartikels in der Theosoph. Gesellschaft Nord-Berlin im Jan. d. J. hinzu:

„Entdeckt wurden die N-Strahlen bei Polarisationsversuchen mit Röntgenstrahlen. Blondlot bemerkte dabei, dass ein elektrisches Fünkchen an seinem Apparat unter der Einwirkung einer noch unbekannten Strahlung aufleuchtete. Durch Einschalten einer Quarzlinse konnte er die unbekannte Strahlung konzentrieren und weiter hin gelang ihm auch die Brechung der Strahlung. Da nun den X-Strahlen die Eigenschaft der Refraktion und Reflexion fehlt, so war hier eine neue Strahlengattung entdeckt, eben die N-Strahlen.

Blondlot fand weiter, dass alle ihm bekannten künstlichen Lichtquellen und Wärmequellen diese Strahlenart entsandten. Gewöhnliche Lichtstrahlen werden verstärkt, wenn man bei N-Strahlung „normal“ darauf sieht. Seitlich

emittiertes Licht wird dagegen geschwächt. Ebenso werden phosphoreszierende Substanzen heller aufleuchtend, wenn sie unter N-Strahlen treten. Auch das Sonnenlicht enthält N-Strahlen. Kurz: N-Strahlen tauchen an jedem Körper auf, der in irgend welchen Beziehungen zum Licht steht.

Man hat sich nun gefragt, auf welche Weise das Aufleuchten mattleuchtender Substanzen unter N-Bestrahlung zu erklären sei und hat dazu das Gesetz von Stokes herangezogen demgemäss ultraviolette, unsichtbare, also ganz kurzwellige Strahlen beim Auffallen auf gewisse Substanzen in langwelligere Lichtwellen umgewandelt werden. Wir werden sehen, dass diese Eigenschaft der N-Strahlen für die Heilkunde von höchster Bedeutung ist. Fast alle Gifte entsenden ultraviolette Strahlen, ja wir können sagen, dass Krankheit und Siechtum durch ultraviolette Strahlen in unserem Körper erzeugt wird. Wenn es uns nun gelänge durch Einführung von N-Strahlen die ultravioletten Schwingungen in langwellige Lichtschwingungen zu verändern, so hätten wir ein wundervolles Heilmittel vor uns. In der Tat haben wir bereits im sogenannten animalischen oder besser Menschen- (Heil)-Magnetismus ein solches Heilmittel!

Eine andere Eigenschaft der N-Strahlen ist, dass sie sich in anderen Körpern aufspeichern und erst nach einer gewissen Zeit daraus verschwinden. Beachtenswert ist dabei, dass diese sogenannte sekundäre N-Strahlung schon bei geringem Feuchtigkeitsgehalt der Substanzen zerstört wird. Wasser absorbiert die N-Strahlen völlig. Unser Auge würde auch nicht ein Atom von N-Strahlen sehen, wenn die sogen. wässrige Flüssigkeit im Augapfel nur Wasser enthielte. Sie ist aber leicht salzhaltig, und dadurch wird es dem Auge ermöglicht N-Strahlen zu sehen und sogar selbst N-Strahlen als sekundäre Strahlung zu entsenden.

Eigenartig interessant ist auch, dass Körper, welche unter einer inneren molekularen Kontraktion stehen wie gehärteter Stahl, kristallischer Schwefel, Glastränen spontan und konstant N-Strahlen entsenden. Ferner haben andere Forscher entdeckt, das Gase und Schallwellen ebenfalls N-Strahlen ausschicken. Die Geschwindigkeit dieser N-Strahlen ist der Lichtgeschwindigkeit gleich, also 300 000 km. in der Sekunde". Vergl. N. M. R. XI, 6, S. 265 ff. u. XII, 1, S. 29 ff.

Bigelow, John, das Geheimnis des Schlafes. Autor. Übersetzung nach der 3. Aufl. von Dr. L. Holthof. Stuttg. 1904. (3.— geb. 4.—)

Der Schlaf ist nicht nur der beste Freund des Menschen, sondern wenn richtig ausgenutzt, die Quelle ungeahnter Erkenntnisse und Kräfte. Das besagt schon das Motto dieses Buches aus Jamblichus: „Die Nachtzeit des Leibes ist die Tageszeit der Seele." So lange die Seele in den Banden des Körpers liegt, kann sie sich nur schwer auf sich selbst besinnen. Deshalb erzeugen die Yogis den Samadhi-Zustand, in dem der Körper in kataleptischen Zustand verfällt, damit sie als höhere Seele ungehemmt in höhere Zustände übergehen könnten. Wir brauchen aber nicht bis zu den ekstasischen Zuständen der Inder zu gehen, um die Freiheit der Seele zu geniessen. Allnächtlich im Schlafe löst sich unser höheres Ich von unserm Körper und geht in andere Bewusstseinszustände über. Des Näheren lese man die kleine Studie von C. W. Leadbeater „Träume", welche in der trefflichen Übersetzung von G. K. Wagner, die durch H. P. Blavatsky ver-

mittelte Kenntnis dieser Vorgänge wiedergibt. Interessante eigene Gedanken zu diesem Thema teilt uns John Bigelow, der amerikanische Diplomat und Publizist in obigem Buche mit. (J. B. ist geb. 25. Nov. 1817).

Zunächst führt B. aus, dass das, was an uns nicht materiell ist, geistig ist und vice versa, dann kommt er an der Hand des Goethischen Ausspruches „die Natur hat keine Pause und sucht mit einem Fluche alle Untätigkeit heim" zur Einsicht, dass es eine vollendete Ruhe im Leben nicht geben kann, dass also der Schlaf auch nicht als Ruhepause aufgefasst werden darf, „dass der Geist sich während des Schlafes nicht in einer besonderen Verfassung oder einem besonderen Zustande befindet, sondern dass er weiter geht und sich genau so wie in den wachen Stunden fortentwickelt." „Alles Träumen ist, als vom Schlafe verschieden, unvollkommener Schlaf, es ist ein Zustand, in dem die Erscheinungswelt bereits begonnen hat, uns wiederum zu umdämmern," „Die bemerkenswerteste Tatsache (im Schlaf) etc. ist unsere plötzliche und vollständige Loslösung von der Welt, in der wir leben." Es ist „die äusserste Befreiung von der Herrschaft der Erscheinungswelt." Der Mensch liegt aber darin „nicht in den Banden des Todes, sondern in denen seiner bessern Natur." „Unser tägliches Verlangen nach Schlaf ist dazu bestimmt, in uns das Wachstum und die Entwickelung unserer geistigen Eigenschaften in einer Weise zu fördern, für welche die Stunden des Wachseins weniger günstig sind."

Diese Ansichten beweist und führt der Verfasser nun des Weiteren aus durch Heranziehung der Bibel. Auch hier entwickelt er manche wertvolle Perspektive. Es ist merkwürdig und für B. beweisend, „dass in der Bibel nur selten vom Schlaf die Rede ist, ausgenommen, wenn es sich darum handelt, ihn in Verbindung mit einigen der allerwichtigsten Vorgänge geistiger Vervollkommnung oder Entartung zu bringen." „Wer nicht im Schlafe wächst, sagt ein altes göttliches Sprichwort, wächst auch nicht, wenn er wach ist." Diese Ideen sind mit vielen Geschichten und Anekdoten zu Beweisen und Anregungen vereinigt, so dass wir das Buch am Schluss nur ungern und mit reichem Nutzen aus der Hand legen.

Schubert, Dr. G. A. von, die Symbolik des Traumes. Weimar 1904. (Neudruck nach der fünften Auflage). (3.—)

Als Ergänzung zu Bigelows Arbeit kommt dieser Neudruck gerade zur rechten Zeit. Er ersetzt das in Hinsicht des Okkulten, was Bigelow mangelt: Die tiefere Kenntnis des jenseiten Lebens, ein Versuch die Träume in ihrer physiologischen wie metaphysischen Ursache zu deuten und hebt besonders die Tätigkeit des Gangliensystems als beachtenswert hervor. Es sei hier ergänzend auch an Kniepfs Arbeit über die Psyche des Gangliensystems erinnert. (Verlag Zillmann —.50). Für die Hausbibliothek unserer Leser ist diese Symbolik ein unentbehrliches Buch.

Jung, D. Joh. Heinr. genannt Stilling, Theorie der Geister-Kunde in einer natur-, vernunft- und bibelmässigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsste. Neue Ausgabe mit Vorwort von K. Fr. Pfau. Mit Portr: die weisse Frau

(Gräfin zu Orlamünde, wie sie öfters im Schlosse zu Berlin gesehen ist.) Leipzig 1903. (3.— geb. 4.—).

Auch dieses Werk gehört dem eisernen Bestand unserer Bibliotheken an. Es erregte vor rund hundert Jahren ungeheures Aufsehen und erfordert auch heute noch durch die oft recht vernünftigen Erklärungen okkulter Phaenomene, die sich mit den von uns heute vertretenen vielfach decken unser Interesse. Manches ist natürlich antiquirt, doch nehmen wir dies gern mit in Kauf. Unter Jung's Schriften ist die „Theorie" die bedeutendste.

Mandello, Dr. K., freimaurische Journal-Revue 1904. Budapest. (Georg Kàrolyi.) Ms. nur für Brüder Frmr.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Ereignisse innerhalb des Bundes wie seine Stellung nach aussen in der Form dieser knappen Notizen von Jahr zu Jahr zu registrieren. Wir möchten nur in wenig Worten darauf hinweisen, dass auch den Bund der religiöse Hauch, der unsere Zeit durchweht, ergriffen hat, und in ihm sich ein neues Leben zu regen beginnt. Es ist freilich noch wenig und die Geister hängen noch fest am materialistischen Schlendrian des 19. Jahrhunderts, aber es wird doch besser. Obige Schrift sei Brüdern empfohlen.

Schmidt, Ferd., theosophische und okkultistische Studien in 17 Briefen. Leinwandmappe 6.— Mk. Einzeln —.50. Leipzig 1904. Inhalt: Einleitung und Einführung. — Was ist der Mensch? — Die Macht und Kraft menschlicher Gedanken. — Über Karma. — Psychometrie. — Spiritismus. — Hypnotismus und persönl. Magnetismus. — Hellsehen. — Telepathie. — Praktische Heilmethoden. — Lebensweise, Altwerden etc. — Theosoph. Terminologie. —

Dem Werke wünsche ich eine gute Aufnahme in unseren Kreisen. Verf. hat eigene Erfahrungen und eine schlichte, gesunde Art sich verständlich zu machen. Zur Einführung in tiefere Studien sind wenige Schriften so geeignet, wie diese.

Donath, C., wie ich Spiritist wurde und Gott wiederfand! Eine Sammlung selbsterlebter okkulter Vorkommnisse eines Mediums. Leipzig 1904. (1.20).

Zum einen Teil die allbekannten spiritistischen Erlebnisse, zum anderen Teil interessante Visionen. Gut geschrieben, überzeugt, selbsterlebt!

Donath hat als Medium Anlage zur psychometrischen Diagnose, auf die ein besonderer Hinweis nötig erscheint. Ich habe wiederholt mit ihm experimentiert und meine Freude an der Sicherheit seiner diagnostischen Fähigkeit gehabt. Es wäre zu wünschen, dass Ungläubige, besonders Ärzte, solchen Experimenten beiwohnten. Donaths sichere Arbeit muss selbst die Ungläubigsten überzeugen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

